DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 6*

Die vierte Ecloge des Vergil

J. H. Kardinal Newman: Der Glaube an Einen Gott (I)

Franz Janowitz: Der tägliche Tag

Ferdinand Ebner: Das Urwort der Sprache

Anton Santer: Bruchstücke
(Geh und lebe / Eitelkeit der Eitelkeit / Duldung)

Jean Paul: Aus der Vorrede zu den Briefen

Carl Dallago: Weltbildung und Sündenfall

* *AUGUST 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Die sechste Folge umfaßt 10 Hefte, welche zwanglos — in Abständen von ungefähr zwei Monaten — erscheinen, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die ganze Folge von 10 Heften (ca. 800 Seiten) kostet derzeit K 80.— (Mk. 30.—), die halbe erste (Heft 1—5), bezw. die zweite halbe Folge (Heft 6—10) K 44.— (Mk. 16.—), das Einzelheft K 9.— (Mk. 3.50). / Hiezu ein Teuerungsaufschlag von 20 Prozent. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 5 (JUNI 1920):

Das achtzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis / Ferdinand Ebner: Wort und Menschwerdung / Sören Kierkegaard: Tagebücher (III) / Theodor Haecker: Übersicht / Anton Santer: Stoische Episode (Zweiter Teil: Das Bergland / Carl Dallago: Das Christliche und das Soziale

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

NESTROY: DAS NOTWENDIGE // UND DAS ÜBERFLÜSSIGE //

Bearbeitet und eingeleitet von KARL KRAUS

*

Auf holzfreiem Papier gedruckt (mit einer Notenbeilage)

Preis M. 10.— (K 20.—)

*

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Sechste Folge
Zweiter Halbband

August 1920 bis Juni 1921

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

		Seite
Die vierte Ecloge des Vergil (*Theodor Haecker*)		401
Carl Dallago:	Der große Unwissende, II. Teil:	
	Weltbildung und Sündenfall	453
	Thron und Altar	526
	Die Gefangennahme der Liebe	600
	Augustinus, Pascal und Kierkegaard	641
Ferdinand Ebner:	Das Urwort der Sprache	437
	Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums	563
	Das Wissen um Gott und der Glaube	797
Theodor Haecker:	Revolution	481
	Über Kardinal Newmans Glaubensphilosophie	772
Franz Janowitz:	Der tägliche Tag	424
Sören Kierkegaard:	Tagebücher	590
	Die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen	735
Josef Leitgeb:	Der Bauer	745
J. H. Kard. Newman:	Der Glaube an Einen Gott	404
	Der Glaube an die heilige Trinität	504
	Über Gewißheit / Der Folgerungssinn	746
Jean Paul:	Aus der Vorrede zu den Briefen	451
Anton Santer:	Bruchstücke (Geh und lebe / Eitelkeit der Eitelkeit / Duldung)	442
	Bürgerliches Abseits	521
	Abend	640
	Versuchung des Geistigen	791
Friedrich Schnack:	Gedichte	595
Mitteilung des Herausgebers		812

DIE VIERTE ECLOGE DES VERGIL

Musen des Hirten und Sängers, Höheres lasset uns singen!
Jeden erfreut nicht Gebüsch und ein niedriger Strauch Tamarisken:
Singen von Wäldern wir, seien die Wälder des Herrschers auch würdig!

Nun ist gekommen die letzte Zeit nach dem Spruch der Sibylle;
Neu entspringt jetzt frischer Geschlechter erhabene Folge.

Schon kehrt wieder die Jungfrau, Saturn hat wieder die Herrschaft;
Schon steigt neu ein Erbe herab aus himmlischen Höhen.

Sei nur dem nahenden Knaben, mit dem die eisernen Menschen
Enden, und allen Welten ein goldenes Alter erblühet —
Gnädig sei ihm, du Helferin, Reine! schon herrscht dein Apollo!

Während du, o Pollio, führest, beginnt dieses Aeons
Herrlichkeit, fangen an die hohen Jahre zu schreiten,
Die unsres Frevels Spuren, wenn solche noch blieben, vernichten,
Die aus unaufhörlichen Aengsten erlösen die Länder.

Jener empfängt das Leben der Gottheit, schauet die Götter
An und Heroen vereint, wird selber von ihnen geschauet.
Friedlichen Erdkreis regiert er mit Kraft, vom Vater ererbet.

Doch, o Knabe, als erste bescheidene Gabe, entsprießen
Rankender Epheu, lustiger Bärenklau, alldurcheinander,
Baldrian, Wasserrosen Aegyptens üppig dem Erdreich.

Selber bringen die Ziegen die Milch in strotzenden Eutern
Heim, und es fürchtet nun nicht mehr das Rind den gewaltigen Löwen.

Sterben wird auch die Schlange, sterben die trügerischen
Kräuter
Tückischen Giftes; erblühen wird überall Syrias Amomum.
Kosende Blüten wird deine Wiege über dich schütten.

Aber sobald der Heroen Ruhmesgesänge, des Vaters
Taten lernen du kannst, und erkennen das Wesen der Tugend:
Dann werden blond sich kleiden die Aecker mit wehenden
Aehren,
Hangen werden an wildem Dornbusch rötliche Trauben,
Träufeln wie Thau wird Honig aus hartem Stamme der Eiche.

Trotzdem bleiben noch manche Flecken der uralten Sünde,
Welche das Meer zu befahren, welche die Städte mit Mauern
Rings zu umgürten, welche die Erde zu pflügen gebieten.

Dann erstehet ein zweiter Tiphys, führt eine zweite
Argo erlesene Helden, entstehen andere Kriege;
Wiederum wird ein großer Achill gen Troja entsendet.

Hierauf, wann du zu sicheren Jahren des Mannes gereift bist,
Wird auch der Seefahrer meiden das Meer, wird nicht mehr die
Schiffahrt
Tauschen und handeln; denn dann trägt allen und alles die Erde.

Dulden muß nicht mehr der Boden die Hacke, das Messer der
Weinstock;
Alsbald nimmt auch der stämmige Pflüger den Stieren das
Joch ab;
Täuschend braucht nicht mehr die Wolle verschiedene Färbung
zu lügen:
Wechseln auf Auen ja selber die Widder die schimmernden
Vließe
Bald in blühenden Purpur, bald in blasseren Safran;
Scharlach schmückt aus eigenem Willen weidende Lämmer.

„Laufet durch so erhabene Zeiten", sprachen die Parzen,
Einig und fest durch die Allmacht des Schicksals, zu ihren Spindeln.

Tritt' an (o, es naht schon die Stunde!) die herrlichen Ehren,
Teuerer göttlicher Sprosse, des Zeus erhabener Same!

Siehe das Weltall, erschauernd unter der lastenden Kuppel,
Siehe die Länder, die Flächen des Meeres, den Abgrund der Himmel!
Siehe, wie alles und alle sich freuen des kommenden Aeons!

O, daß der letzte Teil meines Lebens so lange noch währte!
Atem und Können hätt' ich genug, deine Werke zu preisen;

Meine Lieder wird nicht übertreffen Linus noch Orpheus,
Ob auch diesem die Mutter, und jenem der Vater noch hülfe:
Orpheus Kalliopea, dem Linus der schöne Apollo.

Pan selbst, wenn er stritte mit mir, und die Hirten entschieden:
Pan selbst, wenn die Hirten entschieden, erklärte besiegt sich.

Fang an, kleiner Knabe, lächelnd erkenne die Mutter!
— Viel Verdruß und Beschwer neun Monde ertrug deine Mutter —

Fang an, kleiner Knabe; wer nicht gelächelt der Mutter,
Den nicht würdigt des Tisches der Gott, des Lagers die Göttin.

Für Richard Seewald übersetzt
von Theodor Haecker

J. H. KARDINAL NEWMAN (1801—1890): DER GLAUBE AN EINEN *GOTT*

EINLEITUNG

Wir sind jetzt in der Lage zu bestimmen, was ein Glaubensdogma ist und was es heißt, es zu glauben. Ein Dogma ist ein Satz; es steht für einen Begriff oder für ein Ding; und es glauben heißt ihm die Zustimmung des Geistes geben, daß es für das eine oder das andere stehe. Ihm eine wirkliche Zustimmung geben ist ein religiöser Akt; eine begriffliche geben ist ein theologischer Akt. Es wird erkannt, man ruht in ihm, es wird angeeignet als eine Wirklichkeit durch die religiöse Einbildungskraft; es wird als Wahrheit festgehalten von dem theologischen Intellekt.

Nicht als wäre hier wirklich, oder könnte sein, irgend eine Demarkationslinie oder Feuermauer zwischen diesen beiden Weisen der Zustimmung, der religiösen und der theologischen. Wie der Intellekt allen Menschen gemeinsam ist ebenso wie die Einbildungskraft, so ist jeder religiöse Mensch bis zu einem gewissen Grad ein Theologe, und keine Theologie kann anfangen oder gedeihen ohne die einleitende und bleibende Gegenwart der Religion. Wie in den Angelegenheiten dieser Welt Sinne, Empfindung, Instinkt, Intuition uns mit Tatsachen versorgen, und der Intellekt sie gebraucht; so, was unsere Beziehungen zu dem Höchsten Wesen anlangt, empfangen wir unsere Tatsachen von dem Zeugnis, erst der Natur, dann der Vorsehung, und unsere Lehren, in die sie ausmünden, durch die Anwendung der Abstraktion und der Folgerung. Das liegt auf der Hand; aber es streitet nicht mit der Annahme, daß es eine theologische Geisteshaltung gibt, und eine religiöse, jede verschieden von der andern, indem die Religion die Theologie gebraucht und die Theologie die Religion. Dieses wohlverstanden, schlage ich vor, die Betrachtung der Dogmen vom Sein eines Gottes, und von der Heiligen Trinität in der Einheit, in ihren Beziehungen zur Zu-

stimmung, sowohl begrifflichen wie wirklichen, und hauptsächlich zur wirklichen Zustimmung; — aber ich bin noch nicht fertig mit allem, was ich zur Einleitung zu sagen habe.

Zuerst nun: mein Gegenstand ist Zustimmung, nicht Folgerung. Ich habe nicht die Absicht, die Argumente vorzubringen, die in den Glauben an diese Lehren ausfließen, sondern zu erforschen, was es heißt, an sie zu glauben, was der Geist tut, was er anschaut, wenn er einen Akt des Glaubens vollzieht. Es ist wahr, daß dieselben elementaren Tatsachen, welche ein Objekt für eine Zustimmung erschaffen, auch Materie für eine Folgerung liefern: und indem ich zeige, was wir glauben, werde ich in einem gewissen Sinn unvermeidlich zeigen, warum wir glauben; aber eben dieses ist der Grund, der es notwendig für mich macht, am Beginn auf der wirklichen Unterscheidung zwischen diesen beiden zusammenlaufenden und zusammenfallenden Gedankengängen zu bestehen und der Vorsicht halber vorauszuschicken — damit ich nicht mißverstanden werde — daß ich nicht die Frage betrachte, daß da ein Gott ist, sondern eher: was Gott ist.

Und zweitens: ich verstehe unter Glauben nicht einfach Vertrauen, weil dieser Glaube, in seinem theologischen Sinn, einen Glauben einschließt, nicht nur an das geglaubte Ding, sondern auch an den Grund des Glaubens; das will sagen, nicht nur Glauben an bestimmte Lehren, sondern Glauben an sie ausdrücklich, weil Gott sie geoffenbart hat; aber hier beschäftige ich mich nur mit dem, was man das materiale Objekt des Glaubens nennt, nicht mit dem formalen, sondern mit dem geglaubten Ding. Der Allmächtige gibt Zeugnis Sich Selbst in der Offenbarung; wir glauben, daß Er Einer ist und daß Er Drei ist, weil Er also sagt. Wir glauben auch, was Er uns sagt über Seine Attribute, Seine Vorsehungen und Fügungen, Seine Entschlüsse und Handlungen, was Er getan hat und was Er tun wird. Und wenn all das zu viel ist für uns, sei es, daß wir es wegen seiner Mannigfaltigkeit nicht zu gleicher Zeit vor unseren Geist bringen, oder daß wir wegen der Enge unseres Intellekts oder des Mangels an Bildung es überhaupt nicht auffassen oder aussprechen können, dann schließlich glauben wir *in globo* alles,

was Er über Sich selbst uns geoffenbart hat, und das, weil Er es geoffenbart hat. Indessen, dieses: „weil Er es sagt" liegt nicht im Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung, sondern nur die Wahrheiten selber, und diese besonderen Wahrheiten: „Er ist Einer"; „Er ist Drei"; und von diesen, welche beide geoffenbart sind, will ich „Er ist Einer" nicht als eine Wahrheit der Offenbarung betrachten, sondern, was sie auch ist, als eine natürliche Wahrheit, die Grundlage aller Religion. Und mit der fange ich an.

DER GLAUBE AN EINEN *GOTT*

Es ist ein Gott, der und der nach Natur und Attributen.

Ich sage „der und der", damit, wofern ich nicht auseinandersetze, was ich unter „Ein Gott" meine, ich nicht Worte gebrauche, die alles und nichts meinen können. Ich kann meinen eine bloße *„anima mundi"*; oder ein anfängliches Prinzip, das einmal in Tätigkeit war und nun nicht mehr ist; oder die kollektive Menschheit. Ich rede also von dem Gott des Theisten und des Christen: ein Gott, der numerisch Einer ist, der Person ist; der Schöpfer, Erhalter und Vollender aller Dinge, das Leben von Gesetz und Ordnung, der Sittliche Herrscher; Einer, der der Höchste ist und der Einzige; gleich Ihm selbst, ungleich außer Ihm selbst allen Dingen, die alle nur Seine Schöpfungen sind; verschieden von, unabhängig von ihnen allen; Einer, der aus Sich existiert, absolut unendlich, der immer gewesen ist und immer sein wird, dem nichts vergangen oder zukünftig ist; der ganz Vollkommenheit ist, und die Fülle und das Urbild jeder möglichen Vollkommenheit, die Wahrheit Selbst, Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit; Einer, der Allmächtig ist, Allwissend, Allgegenwärtig, Unerforschlich. Das sind einige der unterscheidenden Prärogative, welche ich bedingungslos und schrankenlos dem großen Wesen zuschreibe, das ich Gott nenne.

Da dieses die Theisten meinen, wenn sie von Gott sprechen, so läßt ihre Zustimmung zu dieser Wahrheit ohne Schwierigkeit zu, daß sie eine ist, die ich eine begriffliche genannt habe. Es ist eine Zustimmung, folgend auf Akte der Folgerung, und andere rein intellektuelle Uebungen; und es ist eine Zustimmung

zu einer breiten Entwicklung von Prädikaten, korrelativ jedes dem andern, oder zum mindesten innig mit einander verknüpft, abgeleitet wie auf dem Papier, so wie wir die Karte eines Landes zeichnen können, das wir niemals gesehen haben, oder mathematische Tabellen konstruieren, oder die Methoden eines Newton oder Davy meistern können, ohne daß wir selber Astronomen, Mathematiker oder Chemiker sind.

So viel ist klar; aber es folgt die Frage: Kann ich zu einer lebhafteren Zustimmung kommen zum Sein eines Gottes als die ist, welche bloß Begriffen des Intellekts gegeben wird? Kann ich mit einem persönlichen Wissen in den Kreis von Wahrheiten eintreten, welcher jenen großen Gedanken ausmacht? Kann ich mich erheben zu dem, was ich eine Auffassung der Einbildungskraft von ihm genannt habe? Kann ich glauben, als ob ich sähe? Da eine so hohe Zustimmung eine gegenwärtige Erfahrung oder eine Erinnerung an das Faktum erfordert, so möchte es beim ersten Anblick scheinen, als müßte die Antwort im Sinne der Verneinung ausfallen; denn wie kann ich zustimmen, als ob ich sähe, es sei denn, ich habe gesehen? aber niemand in diesem Leben kann Gott sehen. Jedoch ich begreife, daß eine wirkliche Zustimmung möglich ist, und werde zeigen, wie.

Wenn gesagt wird, daß wir Gott nicht sehen können, so ist das unleugbar; aber in welchem Sinn haben wir eine Wahrnehmung von Seinen Geschöpfen, von den individuellen Wesen, welche uns umgeben? Die Evidenz, die wir von ihrer Gegenwart haben, liegt in den Phänomenen, die an unsere Sinne sich richten, und unsere Bürgschaft dafür, daß sie für Evidenz genommen werden, ist unsere instinktive Gewißheit, daß sie Evidenz sind. Nach dem Gesetz unserer Natur assoziieren wir diese sinnlichen Phänomene oder Eindrücke mit bestimmten Einheiten, Individuen, Substanzen, wie immer diese zu nennen sind, welche draußen sind und außerhalb des Bereiches der Sinne, und die wir uns darstellen in jenen Phänomenen. Die Phänomene sind wie Bilder, aber zur selben Zeit geben sie uns kein exaktes Maß oder Merkmal von den unbekannten Dingen jenseits ihrer; — denn wer will sagen, daß eine Einstimmigkeit sei zwischen den Eindrücken, die zwei von uns, respektive, von irgend

einem dritten Ding haben würden unter der Voraussetzung, daß einer von uns nur den Tastsinn hätte, und der andere nur den des Gehörs? Darum, wenn wir davon reden, daß wir ein Bild von den Dingen haben, welche durch die Sinne wahrgenommen werden, so meinen wir eine gewisse Vorstellung, so weit wahr, aber nicht adäquat.

Und so auch mit jenen intellektuellen Gegenständen, die uns durch unsere Sinne nahe gebracht werden: — daß sie existieren, wissen wir aus Instinkt; daß sie die und die sind, verstehen wir aus den Eindrücken, die sie auf unserem Geiste hinterlassen. So lassen das Leben und die Schriften eines Cicero, eines Dr. Johnson, eines Hlg. Hieronymus, eines Hlg. Chrysostomus auf uns bestimmte Eindrücke des intellektuellen und moralischen Charakters eines jeden von ihnen, *sui generis*, und unverkennbar. Wir befassen uns mit einer Seite des Hieronymus oder einer Seite des Chrysostomus: da ist keine Möglichkeit, den einen mit dem andern zu verwechseln; in beiden Fällen sehen wir den Menschen in seiner Sprache. Und so mit jedem großen Mann, den wir kennen gelernt haben mögen: daß er nicht ein bloßer Eindruck auf unsere Sinne ist, wissen wir aus Instinkt; daß er der und der ist, wissen wir aus der Materie oder Qualität jenes Eindrucks.

Nun wird gewiß der Gottesgedanke, wie Theisten ihn pflegen, nicht gewonnen durch eine instinktive Assoziation Seiner Gegenwart mit irgendwelchen sinnlichen Phänomenen; aber das Amt, welches die Sinne, was die äußere Welt anlangt, direkt erfüllen, dieses Amt fällt, was ihren Schöpfer anlangt, indirekt bestimmten Phänomenen unserer geistigen Phänomene zu. Diese Phänomene finden sich in dem Gefühl der sittlichen Verpflichtung. Wie wir aus einer Fülle nach verschiedenen und besonderen Seiten wirksamer instinktiver Wahrnehmungen von Etwas jenseits der Sinne, den Begriff einer äußeren Welt verallgemeinern und dann diese Welt darstellen in und gemäß jenen besonderen Phänomenen, von denen wir ausgingen, so schreiten wir von der wahrnehmenden Kraft, welche die Winke des Gewissens mit den Zurückstrahlungen oder dem Echo (so zu sagen) einer Ermahnung von außen identifiziert, weiter zu dem Be-

griff eines Höchsten Herrschers und Richters, und bilden dann wieder Ihn und Seine Attribute in jenen wiederkehrenden Winken, aus welchen heraus, als geistigen Phänomenen, unsere Anerkennung Seiner Existenz ursprünglich gewonnen wurde. Und wenn die Eindrücke, die Seine Geschöpfe auf uns durch unsere Sinne machen, uns nötigen, diese Geschöpfe jeweils als *sui generis* zu betrachten, so ist es kein Wunder, daß die Anzeichen, welche Er uns indirekt von Seiner eigenen Natur gibt, solcher Art sind, daß sie es uns verständlich machen, daß Er gleich Ihm selbst ist und gleich nichts sonst.

Ich habe schon gesagt, daß ich hier nicht vorhabe, das Sein eines Gottes zu beweisen; indessen habe ich unmöglich vermeiden können, zu sagen, wo ich den Beweis dafür erblicke. Denn ich würde, dieses zu beweisen, mit denselben Mitteln anfangen, mit denen ich einen Beweis Seiner Attribute und Charakters beginnen würde; mit denselben Mitteln, mit denen ich zeige, wie wir Ihn erfassen, nicht bloß als einen Begriff, sondern als eine Wirklichkeit. Die letzte nun dieser drei Untersuchungen allein beschäftigt mich hier, aber ich kann nicht ganz und gar die beiden anderen aus meiner Betrachtung ausschließen. Trotzdem: ich wiederhole, worauf ich direkt ziele, ist, zu erklären, wie wir ein Bild von Gott gewinnen und eine wirkliche Zustimmung geben dem Satze, daß Er existiert. Und zunächst, um dieses zu tun, muß ich selbstverständlich von einem ersten Prinzip ausgehen; — und dieses erste Prinzip, das ich annehme und zu beweisen nicht versuchen werde, ist, daß wir von Natur ein Gewissen haben.

Ich nehme also an, daß das Gewissen einen legitimen Platz unter unseren geistigen Akten hat; im selben Sinne wirklich, wie die Tätigkeit des Gedächtnisses, des Urteilens, des Einbildens oder wie das Gefühl für das Schöne; daß, wie es Gegenstände gibt, die, vor den Geist gebracht, ihn veranlassen, Sorge, Kummer, Freude oder Sehnsucht zu fühlen, so es auch Dinge gibt, welche in uns Billigung oder Tadel wachrufen, und welche wir infolgedessen recht oder unrecht nennen; und die, in uns erfahren, jenes spezifische Gefühl der Lust oder Pein in uns entflammen, das unter dem Namen eines guten oder schlechten Ge-

wissens geht. Dieses als richtig vorausgesetzt, will ich zu zeigen versuchen, daß in diesem besonderen Gefühl, welches auf die Begehung dessen, was wir recht und unrecht nennen, folgt, die Materie liegt für die wirkliche Erfassung eines Göttlichen Herrn und Richters.

Das Gefühl des Gewissens, das, ich wiederhole, eine gewisse scharfe Empfindung ist, lustvoll oder peinvoll, — Selbstbilligung und Hoffnung oder Reue und Furcht, — und gewisse unserer Handlungen begleitet, die wir infolgedessen recht oder unrecht nennen, ist ein doppeltes: — es ist ein sittliches Gefühl und ein Gefühl der Pflicht; ein Urteil der Vernunft und ein herrischer Befehl. Natürlich ist seine Tätigkeit unteilbar; aber doch hat es diese beiden Aspekte, verschieden jeder vom anderen und eine gesonderte Betrachtung zulassend. Ob ich auch mein Gefühl verlöre für die Verpflichtung, unter der ich liege, ehrloser Handlungen mich zu enthalten, so würde ich infolge dessen doch nicht mein Gefühl verlieren dafür, daß solche Handlungen eine Schmach sind, die ich meiner sittlichen Natur antue. Wiederum: ob ich auch mein Gefühl für ihre sittliche Häßlichkeit verlöre, ich würde darum nicht mein Gefühl verlieren dafür, daß sie mir verboten sind. So hat das Gewissen sowohl ein kritisches wie auch ein richterliches Amt, und wiewohl seine Winke in der Brust der Millionen menschlicher Wesen, denen es gegeben ist, nicht in allen Fällen richtig sind, so sagt das nicht notwendig etwas gegen die Macht seines Zeugnisses und seiner Billigung: seines Zeugnisses, daß es Recht und Unrecht gibt, und seiner Billigung für dieses Zeugnis, die mitgeführt wird von den Gefühlen, welche rechtes oder unrechtes Handeln begleiten. Hier habe ich vom Gewissen zu reden unter dem zweiten Gesichtspunkt, nicht insofern es uns vermittelst seiner verschiedenen Akte, mit den Elementen der Moral versieht, welche vom Intellekt in ein ethisches System entwickelt werden können, sondern einfach als der Befehl eines autoritativen Mahners, sich beziehend auf die Details der Lebensführung, wie sie vor uns kommen, und vollständig in seinen verschiedenen einzelnen Akten.

So wollen wir nun das Gewissen betrachten, nicht als eine

Regel für rechtes Verhalten, sondern als eine Billigung des rechten Verhaltens. Das ist sein wichtigster und höchst autoritativer Aspekt; es ist der gewöhnliche Sinn des Wortes. Die halbe Welt würde sich den Kopf zerbrechen um zu erraten, was mit dem sittlichen Gefühl gemeint ist; aber jedermann weiß, was mit einem guten oder schlechten Gewissen gemeint ist. Das Gewissen ist immer mit Drohungen und mit Versprechungen nötigend hinter uns her, daß wir dem Recht folgen und das Unrecht meiden sollen; so weit ist es ein und dasselbe im Geist eines jeden, welcher Art immer seine besonderen Irrtümer sein mögen in besonderen Geistern, was die Handlungen anlangt, die es zu tun oder zu meiden befiehlt; und in dieser Beziehung stimmt es überein mit unserer Wahrnehmung des Schönen und Häßlichen. Wie wir von Natur ein Gefühl für das Schöne und Anmutige in Natur und Kunst haben, wiewohl der Geschmack sprichwörtlich verschieden ist, so haben wir ein Gefühl für Pflicht und Verpflichtung, ob wir nun alle es mit denselben besonderen Handlungen verbinden oder nicht. Hier jedoch scheiden sich Geschmack und Gewissen: denn das Gefühl für Schönheit hat, wie ja in der Tat das sittliche Gefühl, keine speziellen Beziehungen zu Personen, sondern betrachtet die Gegenstände an sich; das Gewissen dagegen hat es ganz ursprünglich mit Personen zu tun, und mit Handlungen hauptsächlich im Blick auf ihre Tuer, oder besser mit dem Selbst allein und den eigenen Handlungen, und mit anderen nur indirekt und wie in Verbindung mit dem Selbst. Und weiter: der Geschmack appelliert, in seiner eigenen Evidenz ruhend, an nichts jenseits seines eigenen Gefühls für das Schöne oder Häßliche und erfreut sich an den Beispielen des Schönen um ihrer selbst willen; das Gewissen aber ruht nicht in sich selbst, sondern langt in vager Weise vor zu etwas jenseits seiner selbst, und erkennt undeutlich eine Billigung für seine Handlungen, die höher ist als es selbst, und bewiesen ist in jenem durchdringenden Gefühl der Verpflichtung und Verantwortung, das sie belehrt. Und daher kommt es, daß wir gewohnt sind, vom Gewissen zu sprechen als einer Stimme, — ein Ausdruck, den auf das Gefühl für das Schöne anzuwenden uns niemals einfallen würde; und überdies eine

Stimme, oder das Echo einer Stimme, herrisch und nötigend, wie kein anderer Befehl im ganzen Bereich unserer Erfahrung.

Und wiederum, infolge dieses Vorrechts zu diktieren und zu befehlen, welches zu seinem Wesen gehört, hat das Gewissen eine innige Beziehung zu unseren Gefühlen und Gemütsbewegungen, indem es uns zu Ehrfurcht und Scheu führt, zu Hoffnung und Furcht, im besonderen Furcht, ein Gefühl, das meistens nicht nur dem Geschmack, sondern sogar dem sittlichen Gefühl fremd ist, ausgenommen als Folge zufälliger Assoziationen. Keine Furcht wird empfunden von einem, der anerkennt, daß seine Haltung nicht schön gewesen ist, wiewohl er über sich selbst sich ärgern mag, wenn er vielleicht dadurch irgend einen Vorteil eingebüßt hat; aber wenn er zu irgend einer Art von Unsittlichkeit verlockt worden ist, so hat er ein lebhaftes Gefühl der Verantwortlichkeit und Schuld, wiewohl die Handlung kein Vergehen gegen die Gesellschaft sein mag, — von Qual und Furcht, wiewohl sie sogar von augenblicklichem Nutzen für ihn sein mag, — von Reue und Bedauern, wiewohl sie in sich selbst höchst lustvoll sein mag, — von Verwirrung in Gesicht und Miene, wiewohl sie keine Zeugen haben mag. Diese verschiedenen Beunruhigungen des Geistes, welche für ein schlechtes Gewissen charakteristisch sind, und sehr bedeutend sein können, — Selbstvorwürfe, stechende Scham, nicht aufhörende Gewissensbisse, entmutigender Schreck beim Ausblick in die Zukunft, — und ihre Gegensätze, wenn das Gewissen gut ist, eben so wirklich, wenn auch weniger eindringlich: Selbstbilligung, innerer Friede, Leichtigkeit des Herzens, und ähnliches, — diese Gemütsbewegungen konstituieren einen Unterschied der Art zwischen Gewissen und unseren anderen intellektuellen Gefühlen, — gesunder Menschenverstand, Vernünftigkeit, Gefühl für das Praktische, Geschmack, Ehrgefühl und ähnliches, — wie sie ihn freilich auch zwischen Gewissen und sittlichem Gefühl schaffen würden, vorausgesetzt, diese beiden wären nicht Aspekte eines und desselben Gefühles, zur Erfahrung gebracht auf Grund einer und derselben Materie.

So viel über die charakteristischen Phänomene, welche das Gewissen darbietet; auch ist es nicht schwer, zu bestimmen, was

sie einschließen. Ich verweise noch einmal auf unser Gefühl für das Schöne. Dieses Gefühl ist begleitet von einem intellektuellen Genuß, und ist frei von was immer von der Natur der Gemütsbewegungen ist, ausgenommen in einem Fall, nämlich wenn es erregt wird von Personen; dann geschieht es, daß das ruhige Gefühl der Bewunderung wechselt mit der Erregung des Gemüts und Leidenschaft. Auch das Gewissen, betrachtet als ein sittlicher Sinn, ein intellektuelles Gefühl, ist ein Gefühl der Bewunderung und des Mißfallens, der Billigung und des Tadels: aber es ist um etwas mehr als ein sittliches Gefühl; es ist immer, was das Gefühl für das Schöne nur in gewissen Fällen ist — es ist immer auf das Gemüt gerichtet. Kein Wunder denn, daß es immer einschließt, was jenes Gefühl nur zuweilen einschließt; daß es immer mit sich bringt die Anerkennung eines lebendigen Gegenstandes, auf den es gerichtet ist. Unbeseelte Dinge können unser Gemüt nicht erregen; dieses steht immer in Wechselbeziehung zu Personen. Wenn wir, wie es der Fall ist, uns verantwortlich fühlen, beschämt sind, erschreckt sind bei einer Verfehlung gegen die Stimme des Gewissens, so schließt dieses ein, daß hier Einer ist, dem wir verantwortlich sind, vor dem wir beschämt sind, dessen Ansprüche auf uns wir fürchten. Wenn wir, indem wir unrecht tun, denselben tränenvollen herzbrechenden Gram fühlen, der uns erschüttert, wenn wir eine Mutter verletzen; wenn wir, indem wir recht tun, dieselbe lichtvolle Heiterkeit des Geistes genießen, dieselbe sänftigende, wohltuende Freude, welche einem Lob folgt, das wir von einem Vater empfangen, so haben wir gewiß in uns das Bild einer Person, auf die unsere Liebe und Verehrung blicken, in deren Lächeln wir unser Glück finden, nach der wir uns sehnen, an die wir unsere Klagen richten, in deren Zorn wir uns verwirren und dahinschwinden. Diese Gefühle in uns sind derart, daß sie als erregende Ursache ein intelligentes Wesen erfordern: wir sind nicht zärtlich gegenüber einem Stein, noch fühlen wir Scham vor einem Pferd oder einem Hund; wir haben keine Gewissensbisse oder Reue, wenn wir ein bloß menschliches Gesetz brechen: indessen, so ist es: das Gewissen erregt alle diese peinvollen Gemütsbewegungen, Verwirrung, Ahnungen, Selbstver-

dammung; und andererseits schüttet es über uns einen tiefen Frieden, ein Gefühl der Sicherheit, eine Resignation und eine Hoffnung, die kein sichtbarer, kein irdischer Gegenstand hervorlocken kann. „Der Böse flieht, wenn keiner ihn verfolgt"; aber dann, warum flieht er? Woher sein Schrecken? Wer ist das, den er sieht in der Einsamkeit, in der Finsternis, in den verborgenen Kammern seines Herzens? Wenn die Ursachen dieser Gemütsbewegungen nicht dieser sichtbaren Welt angehören, so muß der Gegenstand, auf den seine Wahrnehmung gerichtet ist, Uebernatürlich und Göttlich sein; so also hilft das Phänomen des Gewissens, als eines Befehles, dazu, in den Geist das Bild zu prägen eines Höchsten Herrschers, eines Richters, heilig, gerecht, mächtig, alles sehend, vergeltend, und ist das schöpferische Prinzip der Religion, wie das sittliche Gefühl das Prinzip der Ethik ist.

Und man lasse mich hier noch einmal auf die Tatsache zurückweisen, auf die ich die Aufmerksamkeit bereits gezogen habe, daß dieser Instinkt des Geistes, der einen außen stehenden Herrn im Befehl des Gewissens erkennt und den Gedanken von Ihm in den genau bestimmten Eindrücken, welche das Gewissen schafft, bildlich darstellt, parallel ist jenem andern Gesetz nicht nur der menschlichen, sondern auch der tierischen Natur, nach welchem die Gegenwart unsichtbarer individueller Wesen erkannt wird unter den wechselnden Gestalten und Farben der sichtbaren Welt. Sind es die Sinne oder ist es die Vernunft, durch welche die Tiere die wirklichen, materiellen und geistigen, Einheiten erfahren, welche bedeutet liegen in den Lichtern und Schatten, dem strahlenden ewig wechselnden Kaleidoskop, wie man es nennen mag, das auf ihrer Retina sich abspielt? Nicht die Vernunft, denn sie haben keine Vernunft; nicht die Sinne, denn sie überschreiten ihre Sinne; darum ist es ein Instinkt. Diese Fähigkeit in den Tieren würde, wenn wir nicht daran so gewohnt wären, uns als ein großes Mysterium in Erstaunen setzen. Es ist eine Eigentümlichkeit der tierischen Natur, empfänglich zu sein für Phänomene durch den Kanal der Sinne; es ist eine andere, in diesen sinnlichen Phänomenen eine Wahrnehmung zu haben von den Individuen, zu denen

einige Gruppen von ihnen gehören. Diese Wahrnehmung intellektueller Dinge ist den Tieren in weitem Maße gegeben, und das, scheinbar, vom ersten Augenblick ihrer Geburt an. Es ist nicht ein bloß physischer Instinkt — nach der Art dessen, der es zu seiner Mutter um Milch führt — welcher das frisch geworfene Lamm jedes seiner Mitlämmchen erkennen läßt als ein Ganzes, bestehend aus vielen Teilen zusammengefaßt in eines, und es, ehe es eine Stunde alt ist, die Erfahrung seiner eigenen und der Individualität seiner Nebenbuhler machen läßt. Und noch viel entschiedener erkennen die Pferde und Hunde sogar die Persönlichkeit ihrer Herren. Wie haben wir diese Wahrnehmung von Dingen zu erklären, welche eines und individuell sind, inmitten einer Welt von Pluralitäten und wechselnden Veränderungen, sei es bei Tieren oder bei Kindern? Aber solange wir das Wissen, das ein Kind von seiner Mutter oder seiner Amme hat, nicht erklären können, was für einen Grund haben wir, eine Ausnahme zu machen mit der Lehre, ebenso seltsam und schwierig, daß es fähig ist, in dem Befehl des Gewissens, ohne vorausgehende Erfahrungen oder ähnliches Urteilen, die Stimme zu erfassen, oder das Echo der Stimme, eines Herrn, lebendig, persönlich und souverän.

Ich gebe selbstverständlich zu, daß wir kein noch so frühes Datum bestimmen können, vor dem es überhaupt nichts gelernt und keine geistigen Assoziationen geformt hätte aus den Worten und dem Verhalten jener, in deren Obhut es ist. Aber dennoch: wenn ein Kind von 5 oder 6 Jahren, zu einer Zeit, da die Vernunft im ganzen voll erwacht, infolge ihres Unterrichts Gedanken und Meinungen bereits so weit gemeistert und sich angeeignet hat, daß es fähig ist, vertraut mit ihnen umzugehen und sie anzuwenden, so müssen diese Meinungen zum allermindesten in einzigartiger Weise mit seinem Geiste verwandt, wenn nicht seiner ursprünglichen Tätigkeit von Natur mitgegeben sein. Und daß eine solche spontane Aufnahme von religiösen Wahrheiten bei Kindern gewöhnlich ist, werde ich für gewiß annehmen, bis ich überzeugt werde, daß ich damit unrecht habe. Das Kind versteht scharf, daß zwischen Recht und Unrecht ein Unterschied ist; und wenn es, was es für unrecht hält, getan

hat, ist es sich bewußt, daß es gegen Einen fehlt, dem es unterworfen ist, den es nicht sieht, der es sieht. Sein Geist erreicht durch ein starkes Vorgefühl den Gedanken eines Sittlichen Herrschers, souverän über es, wachsam und gerecht. Es ist in ihm wie ein natürlicher Impuls, diesen Gedanken zu pflegen.

Ich habe den Wunsch, ein gewöhnliches Kind zu nehmen, aber eines, das gesichert ist vor den Einflüssen, die seine religiösen Instinkte zerstören. Angenommen, es habe gegen seine Eltern gefehlt, so wird es ganz allein und ohne jede Anstrengung, als wäre es die allernatürlichste seiner Handlungen, sich in die Gegenwart Gottes versetzen, und Ihn bitten, es wieder in das richtige Verhältnis zu seinen Eltern zu bringen. Wir wollen betrachten, wie viel in diesem simpeln Akt enthalten ist. Zuerst schließt er ein den Eindruck seines Geistes von einem unsichtbaren Wesen, mit dem es in unmittelbarer Verbindung steht, und diese Verbindung so vertraut, daß es an Ihn sich wenden kann, wann immer es ihm beliebt; demnächst von Einem, dessen Wohlwollen ihm sicher und selbstverständlich ist — ja sogar, der es besser liebt und ihm näher ist, als seine Eltern; weiter, von Einem, der es hören kann, wo immer es sein mag, und der seine Gedanken lesen kann, da sein Gebet nicht in lauten Worten zu sein braucht; schließlich, von Einem, der einen entscheidenden Wechsel in den Gefühlen anderer zu ihm bewirken kann. Das will sagen, daß wir nicht unrecht haben werden mit der Annahme, daß dieses Kind in seinem Geist das Bild eines unsichtbaren Wesens hat, das eine besondere Vorsehung über uns ausübt, das gegenwärtig ist allüberall, das im Herzen liest, die Herzen ändert, immer zugänglich, offen dem Flehen. Was für eine starke und vertraute Vision Gottes muß es schon erreicht haben, wenn, wie ich angenommen habe, eine gewöhnliche Verwirrung des Geistes die spontane Wirkung hat, es um Trost und Hilfe an eine unsichtbare Persönliche Macht sich wenden zu lassen!

Dann noch: dieses Bild, vor sein geistiges Auge gebracht, ist das Bild von Einem, der durch einbegriffenes Drohen und Verheißen gewisse Dinge befiehlt, die es, dasselbe Kind, überein-

stimmend, durch denselben Akt des Geistes, anerkennt; welche die Billigung seines sittlichen Gefühls und Urteils, als recht und gut, empfangen. Es ist das Bild von Einem, der gut ist, insofern er auferlegt und durchsetzt, was recht und gut ist, und der, infolgedessen, in dem Kind nicht nur Hoffnung und Furcht erregt — ja (kann man hinzufügen), Dankbarkeit gegen Ihn, als Geber eines Gesetzes und Erhalter desselben durch Lohn und Strafe — sondern auch Liebe entzündet zu Ihm, als Einem der ihm ein gutes Gesetz gibt und darum selber gut ist, denn es ist die Eigenschaft der Güte, Liebe zu entflammen, oder besser, der wahre Gegenstand der Liebe ist Güte; und alle diese verschiedenen Elemente des sittlichen Gesetzes, welche das typische Kind, das ich voraussetze, mehr oder weniger bewußt liebt und billigt, — Wahrheit, Reinheit, Gerechtigkeit, Freundlichkeit, und ähnliches, — sind bloß Formen und Aspekte der Güte. Und da es, entsprechend seiner Stufe, eine Empfänglichkeit für sie alle hat, so wird es um ihrer aller willen bewegt, den Gesetzgeber zu lieben, der sie ihm anbefiehlt. Und da es diese Qualitäten und ihre Offenbarungen unter dem gemeinsamen Namen der Güte anschauen kann, so ist es vorbereitet, sie zu denken als unteilbar, in Wechselbeziehung und jede die andere ergänzend in einer und derselben Person, so daß da kein Aspekt der Güte ist, welcher Gott nicht ist; und das umsomehr, weil der Begriff einer Vollkommenheit, der alle nur möglichen Vorzüglichkeiten umfaßt, sowohl sittliche wie intellektuelle, dem Geiste ganz besonders sympathisch ist, und da auch in der Tat intellektuelle sowohl wie sittliche Attribute in dem Bilde des Kindes von Gott eingeschlossen sind, wie ich oben dargestellt habe.

Solcher Art ist die Wahrnehmung, die sogar ein Kind von seinem Herrn, Gesetzgeber und Richter haben kann; die möglich ist bei Kindern, da, zum mindesten, einige Kinder sie besitzen, ob andere sie nun besitzen oder nicht; und die, wenn sie bei Kindern gefunden wird, gefunden wird als eine, die infolge der geringen Anzahl ihrer Ideen prompt und scharf arbeitet. Es ist ein Bild von dem guten Gott, gut in sich selbst, gut in Beziehungen zum Kind, welche Unvollständigkeit auch immer es

haben mag; ein Bild, bevor noch darüber reflektiert worden ist, und bevor es vom Kind als ein Begriff erkannt worden ist. Wiewohl es das Wort „Gott", wenn ihm gesagt wird, es zu gebrauchen, nicht erklären oder definieren kann, so zeigen seine Handlungen, daß es ihm weit mehr ist als ein Wort. Gewiß: es horcht mit Staunen und Interesse auf Märchen und Erzählungen; es hat ein undeutliches und schattenhaftes Gefühl für das, was es über Personen und Dinge dieser Welt hört; aber es hat in sich das, was auf die Lehren seiner ersten Lehrer über den Willen und die Vorsehung Gottes hin augenblicklich und tatsächlich vibriert, antwortet und ihnen einen tiefen Sinn gibt.

Wie weit dieses anfängliche religiöse Wissen von außen kommt, und wie viel von innen, wieviel von Natur ist, wieviel eine besondere göttliche Hilfe, welche über der Natur ist, erfordert, das zu entscheiden haben wir keine Mittel; auch erfordert mein gegenwärtiger Zweck diese Entscheidung nicht. Ich befasse mich nicht damit, das Bild Gottes im Geist eines Kindes oder eines Menschen bis zu seinen ersten Ursprüngen zu zeichnen, sondern zu zeigen, daß er beherrscht werden kann von einem solchen Bild, das über und vor allen bloßen Begriffen von Gott ist, und worin dieses Bild besteht. Ob seine Elemente, im Geiste verborgen und gebunden, jemals ohne Hilfe von außen herausgelockt würden, ist sehr zweifelhaft; aber wie immer die tatsächliche Geschichte der ersten Formung des göttlichen Bildes in uns sein mag, so viel ist gewiß, daß es durch Kunde, die uns von außen kommt, mit fortschreitender Zeit Kräftigung und Verbesserung zuläßt. Es ist auch gewiß, daß, ob es klarer und kräftiger wird oder, andererseits, trüber und verzerrt oder ausgewischt wird, von jedem von uns in individueller Weise und seinen Umständen abhängt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, schließlich, infolge von Vernachlässigung, infolge der Versuchungen des Lebens, infolge schlechter Gesellschaft oder infolge der Dringlichkeit weltlicher Beschäftigungen das Licht der Seele dahinschwindet und erlischt. Menschen vergehen sich gegen ihr Pflichtgefühl und verlieren schrittweise jene Gefühle der Scham und Furcht, die natürlichen Ergänzungen der Vergehen, welche, wie ich gesagt habe, die Zeugen des unsichtbaren

Richters sind. Und würde es selbst für unmöglich erachtet, daß jene, die in ihrer ersten Jugend eine ursprüngliche Wahrnehmung von Ihm hatten, jemals sie ganz und gar verlieren könnten, so kann doch diese Wahrnehmung nahezu ununterscheidbar werden von einer nur gefolgerten Annahme der großen Wahrheit oder kann hinschwinden in einen bloßen Begriff ihres Intellekts. Im Gegensatz dazu mag das Bild Gottes, wenn richtig gepflegt, sich ausbreiten, sich vertiefen und sich vervollkommnen mit dem Wachsen ihrer Kräfte und im Laufe des Lebens unter den verschiedenen Lektionen, in ihnen und außer ihnen, die ihnen, was denselben Gott, Einer und Person, anlangt, erteilt werden durch Erziehung, sozialen Umgang, Erfahrung und Literatur.

Einem Geist, der in dieser Weise sorgsam gebildet ist auf der Basis seines natürlichen Gewissens, gibt die Welt, sowohl der Natur wie der Menschen, nur einen Reflex wider jener Wahrheiten von dem Einen lebendigen Gott, die ihm vertraut gewesen sind von seiner Kindheit an. Gut und Böse begegnen uns täglich, wie wir durch das Leben gehen, und es gibt solche, die es für philosophisch halten, gegenüber den Manifestationen beider mit einer Art von Unparteilichkeit sich zu verhalten, als hätte das Böse ebensoviel Recht da zu sein wie das Gute, oder sogar noch ein besseres, da es schlagendere Triumphe und einen weiteren Bereich der Toleranz habe. Und da der Lauf der Dinge durch feste Gesetze bestimmt wird, so halten sie dafür, daß diese Gesetze die gegenwärtige Wirksamkeit des Schöpfers in der Durchführung besonderer Ziele ausschließen. Es ist anders mit der Theologie einer religiösen Einbildungskraft. Sie hat einen lebendigen Halt in Wahrheiten, welche wirklich in der Welt zu finden sind, wiewohl sie nicht auf der Oberfläche liegen. Sie ist in der Lage, durch Vorwegnahme auszusprechen, was zu beweisen eine langwierige Erörterung erfordert — daß Gut die Regel ist und Böse die Ausnahme. Sie ist in der Lage, als sicher anzunehmen, daß, allgemein, wie die Naturgesetze sind, sie sich doch vertragen mit einer besonderen Vorsehung. Sie deutet, was sie rings um sich sieht, mit Hilfe dieses vorausgehenden inneren Unterrichts, als des wahren Schlüssels zu

jenem Labyrinth unermeßlich verwickelter Unordnung; und so gewinnt sie eine zusammenhängendere und lichtvollere Vision Gottes aus dem hoffnungslosesten Material. So ist das Gewissen ein verknüpfendes Prinzip zwischen dem Geschöpf und seinem Schöpfer; und der festeste Halt theologischer Wahrheiten wird gewonnen durch Gewohnheiten persönlicher Religion. Wenn die Menschen alle ihre Werke anfangen mit dem Gedanken an Gott, arbeitend für Ihn und um Seinen Willen zu vollbringen, wenn sie um Seinen Segen über sich und ihr Leben bitten, zu Ihm beten um die Dinge, die sie wünschen, und Ihn sehen im Ausgang, ob er ihren Gebeten entspricht oder nicht, werden sie finden, daß alle Dinge, die geschehen, dahin neigen, sie zu befestigen in den Wahrheiten über Ihn, welche in ihrer Einbildungskraft leben, so mannigfaltig und unirdisch diese Wahrheiten auch sein mögen. Dann werden sie in Seine Gegenwart gebracht als einer Lebendigen Person, und sind imstande, mit Ihm vertraut zu reden, und das mit einer Direktheit und Einfachheit, mit einem Vertrauen und einer Innigkeit, *mutatis mutandis*, die wir einem irdischen Ueberlegenen gegenüber haben; so daß es zweifelhaft ist, ob wir den Umgang mit unseren Mitmenschen in entschiedenerer Wirklichkeit genießen, als diese begünstigten Geister imstande sind, anzuschauen und anzubeten den Unsichtbaren, Unerforschlichen Schöpfer.

Diese lebhafte Wahrnehmung religiöser Gegenstände, über die ich mich so breit ausgelassen habe, ist unabhängig von den geschriebenen Urkunden der Offenbarung; sie erfordert nicht irgend eine Kenntnis der Schrift, noch die Geschichte oder die Lehren der katholischen Kirche. Sie ist unabhängig von Büchern. Aber kann so viel schon im Zwielicht der Natürlichen Religion aufgezeichnet werden, so leuchtet ein, einen wie großen Zuwachs an Fülle und Genauigkeit unser geistiges Bild von der göttlichen Person und Ihren Attributen durch das Licht des Christentums gewinnt. Und, in der Tat, uns einen klaren und hinlänglichen Gegenstand für unseren Glauben zu geben ist einer der Hauptzwecke der übernatürlichen Anordnungen der Religion. Dieser Zweck wird durchgeführt in dem geschriebenen Wort, mit einer Wirksamkeit, die allein Inspiration sichern

konnte, zuerst durch die Geschichten, welche einen so breiten Platz im Alten Testament einnehmen; und kaum weniger eindringlich in dem prophetischen System, wie es stufenweise entfaltet und vollendet wird in den Schriften jener, die seine Diener und Wortführer waren. Und wie die Uebung der Liebesgefühle unsere Wahrnehmung des Gegenstandes derselben kräftiger macht, so ist es unmöglich, den Einfluß zu übertreiben, der auf die religiöse Einbildungskraft ausgeübt wird von einem Andachtsbuch, so erhaben, so ins Innerste dringend, so voll von tiefen Lehren, wie der Psalter, um zu schweigen von anderen Teilen der Hagiographen. Dann, was das Neue Testament anlangt, so enthalten die Evangelien, infolge ihres Themas, eine Offenbarung der Göttlichen Natur so besonderer Art, daß ihr Kontrast zu anderem den Anschein erweckt, als wäre von Gott nichts bekannt, wenn sie nicht bekannt wären. Schließlich, bilden die Briefe der Apostel, die lange Geschichte der Kirche, mit ihren frischen und immer frischen Bekundungen göttlichen Wirkens, den Leben der Heiligen, und den Debatten, inneren Kollisionen und Entscheidungen der Theologen-Schulen, einen ausgedehnten Kommentar zu den Worten und Werken unseres Herrn.

Ich glaube, ich brauche nicht mehr zu sagen zur Illustration des Themas, das ich in diesem Abschnitt zur Betrachtung vorgeschlagen habe. Ich hatte den Wunsch, den Prozeß zu zeichnen, durch den der Geist nicht nur zu einer begrifflichen, sondern zu einer bildhaften oder wirklichen Zustimmung zu der Lehre, daß Ein Gott ist, gelangt, das heißt, einer Zustimmung, gewonnen aus einer Erfassung nicht nur dessen, was die Worte des Satzes meinen, sondern des Gegenstandes, der mit ihnen bezeichnet wird. Ohne einen Satz oder eine Thesis kann es keine Zustimmung, keinen Glauben überhaupt geben; so wenig wie es eine Folgerung ohne eine Konklusion geben kann. Der Satz, daß Ein Persönlicher und Gegenwärtiger Gott ist, kann in doppelter Weise betrachtet werden; entweder als eine theologische Wahrheit, oder als eine religiöse Tatsache oder Wirklichkeit. Der Begriff und die Wirklichkeit, denen zugestimmt wird, werden dargestellt durch einen und denselben Satz, aber

sind verschiedene Auslegungen desselben. Wenn der Satz aufgefaßt wird zu Zwecken des Beweises, der Analyse, des Vergleichs und ähnlicher intellektueller Uebungen, wird er gebraucht als der Ausdruck eines Begriffs; wenn zu Zwecken der Andacht, ist er das Bild einer Wirklichkeit. Die Theologie hat es, eigentümlich und unmittelbar, mit begrifflicher Auffassung zu tun; Religion mit bildhafter.

Hier haben wir die Lösung des gewöhnlichen Mißverständnisses in der Annahme, daß ein Gegensatz und ein Widerstreit bestehe zwischen einem dogmatischen Glaubensbekenntnis und lebendiger Religion. Leute betonen, das Heil bestehe nicht im Glauben der Sätze, daß ein Gott ist, daß ein Erlöser ist, daß unser Herr Gott ist, daß eine Trinität ist, sondern im Glauben an Gott, an einen Erlöser, an einen Heiliger; und sie wenden ein, daß solche Sätze nur ein formales und menschliches Medium seien, das alle wahre Aufnahme des Evangeliums zerstöre und aus der Religion eine Sache von Worten oder der Logik mache, anstatt daß sie ihren Sitz im Herzen habe. Sie haben recht insoweit, als Menschen verbleiben können und zuweilen auch verbleiben in den Sätzen selbst als Ausdrücken von Begriffen des Intellekts; sie haben unrecht, wenn sie behaupten, daß Menschen das tun müssen oder das immer tun. Die Sätze dürfen und müssen gebraucht werden, und können leicht gebraucht werden, als der Ausdruck von Tatsachen, nicht Begriffen, und sie sind für den Geist notwendig im selben Sinn, wie die Sprache immer notwendig ist, um Tatsachen zu bezeicnnen, sowohl für uns selber wie für unsern Verkehr mit anderen. Wiederum: sie sind nützlich in ihrem dogmatischen Aspekt, indem sie uns die Wahrheiten ermitteln und klar machen, auf welche die religiöse Einbildungskraft sich zu stützen hat. Wissen muß dem Gebrauch der Gefühle immer vorangehen. Wir fühlen Dankbarkeit und Liebe, wir fühlen Unwillen und Mißfallen, wenn wir die Aufklärungen, die jene verschiedenen Gefühle zu entzünden haben, in Wirklichkeit vor uns haben. Wir lieben unsere Eltern, als unsere Eltern, wenn wir wissen, daß sie unsere Eltern sind; wir müssen von Gott wissen, ehe wir Liebe, Furcht, Hoffnung oder Vertrauen zu Ihm fühlen können. Die Andacht muß ihre

Gegenstände haben; diese Gegenstände, die übernatürlich sind, müssen, wenn sie unseren Sinnen nicht durch materiale Symbole dargestellt werden, in Sätzen vor den Geist gestellt werden. Die Formel, die ein Dogma verkörpert für den Theologen, deutet bereitwillig ein Objekt an, für den Anbetenden. Es scheint ein Gemeinplatz zu sein, und doch ist das alles, was ich gesagt habe: daß in der Religion die Einbildungskraft und die Gefühle immer unter der Kontrolle der Vernunft sein sollten. Die Theologie mag als eine Wortwissenschaft bestehen ohne das Leben der Religion; aber die Religion kann nicht ihren Platz behaupten ohne Theologie. Die Meinungen, sowohl der Einbildung wie des Gemüts, greifen zurück auf den Intellekt als ihren Halt, wenn die Sinne zur Erfahrung nicht herangezogen werden können; und dies ist der Sinn, in welchem Frömmigkeit zurückgreift auf das Dogma.

Uebersetzt von Theodor Haecker

Ein zweiter Abschnitt folgt.

FRANZ JANOWITZ: DER TÄGLICHE TAG

Wenn alle Wünsche in dir wie Bäume am Abend stille stehen,
Kein begehrliches Segel mit Beben über die Wasser streicht,
Wenn kein tieferes Morgen den heutigen Augenblick
Im Strome zu sich zieht, und alles, was war, sich gesellt,
Wenn die Hügel und Wolken vergangenen Lebens die Ufer sind,
Und du ganz Rundheit bist und ruhendes Auge nur:
Dann treten die Sterne des Alls vor den Himmel hin
Und spiegeln sich tief und klar in deinem letzten, dem Dunkel.
Dann liegst in den Armen du der Unendlichkeit, seliges Kind,
Dann trinkt die milde Milch ihrer Mutter wieder die Seele!

Auf den Bergen rastend, warf er die Zügel hin,
Die Stundenrosse grasen mit hängenden Flügeln.
Horch, aller Uhren Kehle verstummte im Lied!
Mit dem Finger berührt er den Bach,
Nun rinnt er nicht mehr,
Nun spiegelt er Wipfel und Wolken,
Nun dringet das fremde Dasein
Geschwisterlich
Ihm in die Brust!

Du Freund am Berge, wenn ich es je nicht vermag
Dies Stillestehen mit all meinen Bäumen am Abend,
Wenn ich meinen Strom nicht hemmen, zum See
Nicht verbreiten kann, nicht rufen mehr kann
Die Hügel und Wolken vergangenen Lebens, daß
Sie Ufer mir seien in Alles umarmender Stunde,
Wenn die Sterne des Alls sich mir Toren versagen,
Wenn selig hinab mich blindes Verlangen reißt,
Wenn ich renne und renne —: Du Freund am Berge,
Dann nahe, dann mahne, dann rühre
Mit Deinem Finger mich an,
Der alles zur Besinnung
Und seinem Sinne noch brachte,

Dann bringe auch mich zur Besinnung,
Wie Dich einst zum Rasten ich zwang!

*

Vogel, den ich einst schoß, was schlägt dein klagender Flügel
Noch um die Schläfe mir spät, die schon im Schlafe versinkt?
Ach, jetzt schaue ich's wieder: dort flüchtet dein Flug zwischen Bäumen,
Still ist der Sonntag, es lacht schrill dein spottender Ruf.
Ferne folge ich nach. Wie bist du so grün und so selten!
Klammernd am Balken des Dachs klopfst du und wendest den Kopf.
Glühend zielte der Knabe. Schon rauschen die sinkenden Flügel,
Schwirrend stürzst du herab. Stirb, o stirb auch geschwind!
Aber du starbst nicht geschwind, du hobst deinen Kopf und du blicktest
Weiten Auges; es schlug sichtbar dein schwindendes Herz.
Langsam langte die Hand: da hackte dein blutender Schnabel,
Bis in das innerste Mark, sprang ich, getroffen, zurück.
Und ich rief. Es lachte der Mann, er nahm dich und drückte
Rasch aus der schimmernden Brust Atem und Seele; da sank
Ueber die Finger dein Kopf und hing herab mit dem Schnabel, . .
Ratlos sah ich dich an, Sonntag schlich mir davon.
Was besuchst du mich heute und kreisest unter der Wölbung
Steinernen Schlafes? Wie lang hast du zur Reise gebraucht!
Tausendmal warst du nicht da. Was heute? Was jetzt? Wie beharrlich
Schwebt der verwundete Flug, fordert und wartet und mahnt,
Unterbricht sich und hängt mir flatternd über dem Haupte,
Kehret sich um und vollbringt hastiger Kreise um Kreis.
Riefst du mich? Sieh, ich entschlüpfe der eigenen Brust und ich steige
Hoch in die strahlende Luft sonnigen Wintertags auf,
Rühre die Flügel im Wind, dort liegt der Garten mit kleinen
Bäumen, ich senke den Flug, fahre durch leichtes Gezweig,
Herrlich schmettert mein Ruf, ich klopfe an eisige Rinde,
Schleicht dort ein farbiger Mensch, decke der Stamm mich vor ihm,
Aber er nahet im Bogen, ich löse vom Holz mich, enteile,

Hoch auf den höheren Baum führt mich der lautlose Flug,
Aber er folgt auf der Erde, hinweg in noch höhere Lüfte,
Lust in der Kehle, es lacht weithin der spottende Schrei,
Dort ist befreundeter Ort, der oft beklopfte, der Balken,
Ferne dem listigen Feind land ich an grünlichem Holz,
Weh, es knackte ein Zweig, dort steht er hinter dem Zaune,
Flug, schon entfaltet zur Flucht, Schmerz entriß mir ihn jäh,
Scholle und altes Gras, wo berg ich mich, hart ist die Erde,
Furchtbar streckt er die Hand: schreiend fahr ich empor
Heißerer Schmerz, über Wipfeln im Winde, im Fluge noch immer,
Sommer ist, schallendes Glück, Lust in der Kehle, o Grün,
Ueberall sein, unter Zweigen, ein Nest, ein Schnabel mit Futter,
Seltenheit, scheues Versteck, Feind, nur leise, nur klug,
Stärker preßt er die Brust, die Bäume schlagen zusammen,
Ewiger Flug unterm Blau, Sonntag sinkt mir hinweg . . .
Vogel, den ich einst schoß, wo bist du? Freudig entflattert,
Dort schon, ein eilender Punkt unter dem Himmel des Traums.

*

Wie eine Linde, rund und mit vielen Aesten
In nächtliche Luft gedrungen,
Mit süßen Blüten und tausend
Bewegten Blättern,
Steht im Raume der Nacht unter Sternen
Mein Staunen ewig,
Eine schwebende Krone über
Dem Brunnen der Weisheit.

Am Vormittag trieb das Kind
Sein Rad hier vorbei.
Es bellte der Hund an der Kette.
Die Hennen wackelten, stolz
Und empört rief der Hahn.
Es fing die Magd in den Krug
Aus der kalten Tiefe das Wasser . . .

Was es ist, unter dem blauen Himmel,
Was es ist, daß dies so geschieht,

Was die bewegten Bilder bunt
Im ewigen Kinderbuch
Des Vormittags wollen —,
Wie ahnte ich Schlafwandler das
In meinem täglichen Traum!

Mitternacht ist es,
Der andere Mittag nun!
Mein Staunen braust heimlich für sich
In ziehender Wolkenluft.
An seiner Süße saugen
Die vielen, brummenden, wilden,
Die Falter des Nachtdunkels.

*

(Der Müßiggänger)

Es lärmt der Fleiß in den Gassen,
Die ausgeschlafenen Hände werden nicht satt
Der Bewegung,
Es pocht und sägt und hobelt
Hinter allen Türen und Fenstern,
Die Geräusche alle der Arbeit flattern
Mit stolzen Flügeln die Gasse entlang:
Scheu an den Werkstätten des Vormittags
Drücke ich Tagedieb mich vorbei.

Was ist mein Werk?
Im Antlitz der vorübergehenden Frau
Die harten Worte des Sohnes lesen,
Wenn mittags er heimkommt?
Innerlich niederknien
Vor dem Zug des verschweigenden Mundes,
Der nachts nur, in trostlosen Kissen, —
Wenn die Kerze des Schlafengehens,
Die einzige Blume, an fahler Wand blüht —
Sich löst und rinnt,
Ein kindlicher Bach?

Den Kohlenwagen als Kutsche des Todes sehen,
Und den Hund, der Schwalben nachkläfft,
Als richtenden Richter vor Zeiten
Ueber der Holdheit der schwangeren Heiligen?

Im Anblick der Fibel
In bunter Auslage
Des Winternachmittags gedenken,
Da die Dorfkinder der Heimat
Ueber leisen Schnee, unter hoch
Im Winde segelnden Krähenzügen,
Zu den geheizten Hütten heimkehren
Und vor dem Wäldchen sich fürchten am Weg,
Dem rauschenden,
Und die roten Händchen einander
Im Sturme suchen und fassen?

Als Einziger bedenken in diesem Augenblick
Auf diesem Sterne,
Daß dieses Tages Wölbung
In der Kette steht der Tage alle
Von Anbeginn,
Und neu und jung ist wie der erste,
Von dem wir träumen, daß er anders war,
Wie wir von noch entfernten, späten Tagen
Das W a h r e träumen,
Damit wir schlafen können in leichter Gegenwart.

Kann unser aller Schlaf ich mir
Aus den Blicken reiben,
Den Sand, den Zeit uns in die Augen warf,
Und die Last der Lasten,
Die Bürde des Augenblicks,
Der still steht im Strom,
Auf die unerprobten Schultern laden?

Was soll ich beginnen
Am Vormittag?

An den mißtrauischen Blicken
Der Fleißigen vorbei,
Als Dieb mich fühlend,
Schleiche ich hin
Wo die Gassen enden,
Und Bach und Wiese beginnt.

*

Mit weißen Augen und verschränkten Armen
In der Mauernische lauert der Witz.
Es kamen die Kinder, die farbigen,
Des Himmels,
Die Straße gezogen, Hand in Hand,
Mit zaghaften Lippen tönend,
Versuchten sie zu künden uns,
Was ist, und hier nicht einmal scheint.

Da sprang er hervor
Und sein Purzelbaum
Zerteilte die Blumenschar.
Sie zerstob, es wehen nur Farben noch.
Erde ist wieder ringsum,
Sie bebt in lustvoller Sicherheit:
Noch dauert der Bann der Täuschung,
Noch wurzelt mein Reich,
Wieder ist ferne der alles
Auflösende, richtende Tag!

Ihr farbigen Brückenbogen hinüber,
Ihr zerbrechlichen Pfade der Sehnsucht,
Ihr bebenden Geschöpfe unserer Ungeduld,
Vergebt es mir,
Doch meine Kehle ging über,
Als er in euch stieß
Mit weißen Augen und verschränkten Armen,
Stumm, nur blickend,
Und ihr farbige Flaumfedern wart,
Gewirbelt vom Staubwind.

*

Dein Antlitz, Mensch, teilt Miene ringsum aus
Und selbst das Tote atmet, wo Du lebst,
So viel lebst Du!

Ohr, das mit Kehle starren Hals bedenkt,
Auge, das schauen macht,
Kehle, die der Stummheit Sprache leiht
O Wesen, das in allem Wesen weckt:
Sei ewig, ewig wach!

Mit Dir und Deinem Lichte
Wirds dunkler oder heller,
Auf zarter Flammen Stützen ruht
Die Last der Welt!

*

Da ich war, wie ich einst werde,
Wenn die letzte Stunde
Zu Häupten mir steht
Und ihre alles spiegelnden Augen
Ueber mein vergehendes Antlitz hält;
Da alle Herzen in mir schlugen
Und fernstes Wissen mein war; —
Da Du gingst und mich verließest, —
Die rauchende Trümmerstätte lag
In der Sonne, —
Und nur die finsteren Flügel
Hinüber verlangender Trauer
Ewig über mir kreisten;
Da ich den morgenden Tag verfluchte,
Der noch mein war:
Eros Gott!
Wann fehlte ich da,
Daß Du in meinen Traum
Dein zürnendes Antlitz stellst?
War ich zu wenig in alles zerschlagen,
Als Du in mir schlugst,
War ich zu wenig dem Tod nah?

Oder zürnest Du, Gott,
Weil ich den Tod seither liebte
Und oft hinüberschaute, verstohlen,
Und seine wartenden Augen suchte
Im Schatten des Torbogens?

*

Mit spielenden Hufen über das Ackerfeld
Trägt dich in hohem Sattel die plötzliche Stunde hin.
Sie ist dir dienstbar, versammelt für dich,
Hält nahe den Kopf dir mit wartenden Ohren,
In flammenden Augen bettelnde Ungeduld.

Wie sind die blauen Hügel der Ferne den Schultern nah!

Die Zügel locker, den törichten Zug an dich,
Aus des eigenen Bildes Schale, Reiter, brich aus,
Aus dem Tore des Platzes, der dein Verweilen hält,
Mit fliegendem Satze über die Büsche weg,
An die Ferne verloren, ans Ueberall rase hin,
Vorbei an den brausenden Wänden der Luft
In die Bilder der Weite brich!

Schon strömt unter dröhnendem Schlage der Hufe die Erde weg,
Doch jetzt mit letztem Mute noch reize den Ritt,
Mit unersättlicher Wollust sauge ans All dich an,
Bis deine Sinne vergehen, bis blind durch ein Meer du
Des wild übereilten Lichtes, mit helleren Augen,
Schreiend erwachender Seele, in die Unendlichkeit starrst!

*

(Das tote Reh)

Zum Bündel die schlanken Beine geschnürt,
Geöffneten Leibes liegt es im Licht,
Der Lappen des Todes, der rauhe vom Sack,
Verhüllte die Neugier, die zarte, der Augen,
Und wo einst der Ton des Waldes war,
In den Ohren weiden die Fliegen.

*

(In einer offenen Türe)

Nun auf dem letzten, auf dem tiefsten Bett,
Nach irrer Fahrt, in später Nacht gelandet,
Liegst du in Kleidern, fremder Mann mit Bart,
Und schließt mit dieser Haltung deiner Arme,
So übers Kreuz, die große Flucht der Szenen,
Hier im Hotel der Großstadt und im vierten Stock.

Wo ist das Hündchen deiner Kindheit? Kommt es nicht
Und legt sich dir zu Füßen? — Ihr wilden Schiffe,
Wo segelt ihr, die einst die Jugend dieser Brust
Ihr bebend truget? — Nachtstunden waren auch ihm
Gegeben, da er an Straßenecken stand,
In fremder Stadt, mit aufgeschlagenem Kragen,
Mit einem Namen und dem Wind allein,
Im Herbst.
Ja deinen grauen Händen seh ich's an,
Sie griffen, wie alle Menschenhände,
Empor und dann daneben. Und auch du
Flogst mit den kleinen Flügeln jenen Flug
Dort um das Licht, das niemand nennt,
Und dessen unnahbare Fern' der Stoff ist,
Von dem die Kreise sich des Lebens nähren.....

Schon an den Fenstern Morgenwind?

Hast du ihn nicht bedacht schon, diesen Morgen,
Der jetzt sich auftut, nicht gesagt von ihm:
„Wie sieht er aus?" — nun ist er da und ist
So wie die Morgen alle deines Lebens waren,
Er reiht sich ein und rennt und rennt, er führt
Das eilige Segel alles Lebenden: vorbei zu sein!

Und dennoch Trauer! — Selbst der Gelse Flug,
Der kleinen Gelse Tanzflug über dir,
Des ahnungslosen, winzigen Insekts,
Das unter Sternen lebt:
Er klingt in Moll.

*

Noch mit zerbrochenen Flügeln versucht,
Versucht er die Wonnen des Flugs:
Doch bewegen sich kaum die Blumen
Am Orte des Sturzes.

Die Straße oben im Licht
Trägt die tausend Räder des Tages,
Unzählige Füße der Hast,
In endlosen Zügen sie alle,
Die froh im Geschwätze der Stunde
Vergessen das Oben und Unten,
Des Himmels mahnende Nähe,
Die Jugend des täglichen Tags.

Es war eine Schnur des Wahns
Dem entfesselten Flug,
Tief unter den Krallen. Nun ist es
Mit tausend Schritten Triumph
Und kleines Gelächter.

Ihm singt eine neue Quelle.
Durchstoßen ward etwas im Sturze:
In zackiger Oeffnung erscheint
Ein neuer Himmel im Himmel,
Auf Sternen ruht seine Stirne
Im Blumenbeete des Wahnsinns.

*

Immer an Ufern, aber am liebsten
Wo mit fliegenden Wimpeln die Schiffe warten,
An den Geländern aller Landungsbrücken,
Abends, im Wind, unter Sternen,
Lehnt klagend die kleine Gestalt,
Unter dem Fluge des Tuchs
Birgt sie die Flügel.

Das schwere Herz des Lebens ist leicht zu tragen,
Wer aber trägt und erträgt
Das federleichte der Freude?

Wer die windigen Wirbel in hoher Sommerluft?
Wer den Andrang der tausend Gestalten
Im feuchten Auge?
Ja wer die Weite, die Weite der Welt?

Wind in der Höhe, du Jagd nach dem Ueberall!

Siehe, das Kind mit dem Tuche,
An nächtlichen Wassern weint's.
Rund ist die Erde, es irren
Ewig die wandernden Füße.
An den Geländern der Ufer immer,
An den Brücken der wartenden Schiffe:
Klagelaute im Wind!

*

(Die Stimme)

In den Städten, abends und im Herbst,
Höre mich, wo die Allee im Nebel
Mit den Bänken und Laternen steht,
Höre mich in Aesten, über Köpfen,
Segnen alles Schreiten neben Schritten,
Lachen zum Gelächter, alle Worte loben,
Diese wilden Vögel über Klüften . . .
Und du hörst mich klagen dann und seufzen,
Wenn ein Schritt mit seinem eignen Takt
Um die Wette rennt und Wölkchen Dampfes
Nur der Atem treibt . . . So höre segnen mich,
Ton in Bäumen, segnen alle Freundschaft!

Angst ist in der Welt, und jede Kehle
Kennt die Hand der Stunde. Angst weht
Durch die Zimmer der erloschnen Wohnung,
Wenn der rasche Schritt schon über Treppen
Zum Theater rollt und alle Lichter
Angesteckt sind in der Brust . . . O eilet,
Eilet, zu der Küste jedes Lichtes
Hin der Flügel drängt! Die Wagen landen.

Wo ist so viel Flügelschlagens noch als hier?
Höre mich denn, Stimme bei Theatern,
Höre mich, Musik der Auffahrt, segnen
Vor der Rampe jedes Traumes die
Vereinigung!

Aber wenn der Morgenstern steht,
Und die Aeste sich im kältern Wind
Werfen, wenn die Schenken müd versinken,
Und ein großer Vogel, Tages Herold,
Durch die Gassen streicht mit weiten Flügeln,
Reine Luft zu schaffen klarem Aufstieg
Neuen Morgens; wenn die Huren schon
Vor den Spiegeln ihre Schminke abtun,
Um zum letztenmal ins Bett zu steigen:
Ueber leerem Platze höre mich,
Wo mit seinem Schatten noch der letzte
Eilt, der Gast der Nacht, mit langen Schritten,
Seinen Abend vor dem Blick des Morgens
Noch im späten Bett der Lust zu bergen. . . .
Ueber fahlem Platze klage ich,
Wenn die Sterne schwinden, Fenster glänzen,
Und noch gestrig hintreibt, wer unselig lebt.

*

Weh' uns, die wir, was andre leben, wissen,
Am dünnen Bild im schattenlosen Reich,
In das die Stirne langt, vom Tag begraben,
Am fernen Bild das ganze Leben haben,
Von Glanz und Glut der Erde fortgerissen,
Zu rauh dem Himmel und für sie zu weich,
Nach ihm nur starrend, blind für ihre Gaben!

So sieh uns steigen, starren, steh'n und wanken
Im Kreis der Wesen, die von deiner Glut
Erfüllt zur Ohnmacht, dir mit Leben danken,
Im Kreis der Stummen sieh uns klagend thronen,
Wir haben nichts, als schmerzlich nur Gedanken,

Nicht steiles Dasein und den Schlaf im Blut
Der schönen Wesen, die auf Erden wohnen.

Was lebt, weiß nichts. Nur wo der Tod es streifend
Im Flug berührt, wirds wach und schaut
Und sieht! — und spricht das Wort. Von diesem leisen
Vorüberflug erfüllt schufst du die Weisen,
So immer Sterbende, in letzter Not begreifend,
Indessen schweigsam dort dein Himmel blaut
Und stumm durch ihn die großen Sonnen reisen.

Mit jedem Schlage ihres Flugs dein eigen,
Sind sie ein Leben, wissen nicht, und sind!
Auf Flammenstützen diese Welt und dich
Trägt unsre Schar, nur wachend unverderblich.
Nie steigt in uns empor zu Schlaf und Schweigen
Des Lebens Quell, nie wird dein Spiegel blind.
Den Tod im Rücken, walten wir unsterblich!

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters, der an den Folgen einer schweren Verwundung, die er im Krieg gegen Italien bei einem Sturmangriff auf dem Monte Rombon erlitt, am 4. Nov. 1917 als Fünfundzwanzigjähriger gestorben ist. Ein Gedichtband „Auf der Erde", vom Dichter selbst noch zur Veröffentlichung vorbereitet, mit einer Einleitung in Versen „Meinem Franz Janowitz" von Karl Kraus, erschien soeben bei Kurt Wolff in München.

FERDINAND EBNER:
DAS URWORT DER SPRACHE

Als der Mensch im Anfange seiner Zeit das erste Wort als Wort und nicht nur als Schall hörte; als er selber sein erstes Wort sprach — da ging ihm das Licht seiner inneren Welt auf und das Geheimnis seines Lebens wurde ihm offenbar. Es muß aber dann einen Augenblick gegeben haben, wo jenes Licht sich wieder verdunkelte und jenes Geheimnis vor dem Menschen sich verschloß, und das war der Augenblick des Abfalls von Gott. Da nun begann der Mensch, am Geheimnis seines Lebens vorbeilebend, seinen Traum vom Geist zu träumen, aus dem er erst durch Jesus — *qui est venu oter les figures pour mettre la vérité*, wie es bei Pascal heißt — wieder aufgeweckt werden sollte zur Wirklichkeit seines geistigen Lebens. Was jedoch stellte sich da heraus? Daß die Menschheit von ihrem Traum ja gar nicht lassen will; daß sie ihn, die Menschwerdung Gottes selbst in ihn aufnehmend, zwei Jahrtausende lang weiterträumte, mit schlechtem Gewissen, das immer wieder zum Aufwachen hindrängte, bis sie endlich, ganz gottlos geworden, ihren Traum selber nicht mehr glaubend und zur bewußten Phrase und Lüge machend, in fürchterlicher Weise wirklich erwachte aus ihm — aber nicht zur Realität des geistigen Lebens.

Vom Augenblick des Abfalls von Gott mußte der Mensch die Sprache neu lernen, indem er sich das Wort — in der dunklen Erinnerung an jenes erste, das von Gott war und durch das Gott ihn geschaffen hatte — neu erschuf. Nicht die Konzeption und Kontemplation der Idee, wie Platon meinte, sondern die Wortschöpfung war des Menschen wahre *anamnesis* seines Ursprungs im Geist, in Gott.

Das Urwort der Sprache muß ein Verbum und Personalpronomen in einem gewesen sein. „Hebel aller Wörter", sagt Jakob Grimm in seiner Vorlesung über den Ursprung der Sprache, „scheinen Pronomina und Verba, das Pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des

Nomens, sondern geradezu Beginn und Anfang alles Nomens". Im Anfang der Sprache aber war der „Satz" — das „Wort", dessen Plural Worte lautet; wie ja auch die Sprachwissenschaft für die von ihr nicht in lautlichem, sondern psychologischem Sinne verstandene „Präexistenz des Satzes vor dem Wort" — Wort, dessen Plural Wörter ist — eintritt. So muß also dieses Urwort ein Satz gewesen sein, ein Satz in der „ersten Person" — aus einem Wehschrei hervorgegangen. Der Mensch wird noch immer mit einem Wehschrei geboren und ein Wehschrei war auch sein erstes Wort nach seinem Abfall von Gott.

Physisch genommen ist das Wort der durch die Sprachwerkzeuge, die er passiert, geformte und hörbar gewordene Luftstrom, ein Atemzug und Hauch, ein Windstoß aus der Lunge heraus, dem Blasbalg des Körpers. Nichts anderes ist auch der Wehschrei, der zwar noch kein Wort, sondern eine bloße, beim Menschen oft schon „artikulierte" Interjektion ist. Das im Schmerz aufschreiende Wesen, sein Leben direkt oder indirekt bedroht fühlend, gibt gerade durch seinen Aufschrei — diesen starken, hörbar gewordenen Atemstoß, durch den es sich gleichsam in der als Schmerz erlebten Bedrohung seines Lebens eine Erleichterung schafft — ein „Lebenszeichen" von sich.

Das Urwort der Sprache war ein Satz in der „ersten Person". Am Anfang der Sprache — jedoch nicht in der Göttlichkeit des Wortes, das, in den Menschen hineingelegt und ihn und die Geistigkeit seines Lebens schaffend, die Sprache überhaupt erst möglich machte; vielmehr in der Menschlichkeit ihres Ursprungs und Werdens nach dem Abfall des Menschen von Gott — am Anfang der Sprache stand das aus einem Wehschrei hervorgegangene Ich. Im Jadschurveda heißt es — nach Jakob Grimm zitiert — das ursprüngliche Wesen spreche „ich bin ich" und der Mensch, wenn er angerufen werde, antworte „ich bin es". Dieses Ich, indem es aus dem Wehschrei zum Wort wurde und in diesem seine eigene Existenz behauptete und zur Aussprache brachte, sprach, freilich nicht in ruhiger Erkenntnis, sondern leidenschaftlicher Erregtheit: Ich bin und leide. Das war der Sinn des Urwortes. Im Leiden seiner von Gott abgefallenen Existenz wurde

der Mensch seiner selbst sich bewußt und besann sich aber auch der Tatsache, daß er das „Wort habe", und so wurde er zum sprechenden Wesen. Das Geistige in ihm, das seiner selbst sich bewußt werdende Ich, suchte das Du und so wurde es zum Wort.

Vielleicht sogar ist es in seinem „akustischen Material" noch wahrnehmbar, daß das Wort Ich *(ego)* im Wehschrei wurzelt. Klingt nicht in seiner Sanskritform *aham* — diesem vollen Brustton im Geleit eines Kehlhauchs, wie sie Jakob Grimm beschreibt — etwas von einer Schmerzesinterjektion nach? Diese hat an und für sich vokalischen oder halbvokalischen Charakter (ah, au, *ai, oi, vae*). Die Konsonantierung vokalischer Urlaute — gleichgültig, auf was für einer anatomischen Grundlage und als was für ein physiologischer Vorgang sie erfolgt — ist nichts anderes als jene Formung und Gliederung des aus der Lunge herausgestoßenen, die Stimmbänder bewegenden und darum hörbar werdenden Luftstroms, durch die erst die lautliche Bildung eines Wortes möglich wird. Jakob Grimm bezweifelt es, daß es aus einem bloßen Vokal gebildete Wortwurzeln gegeben habe. Diese Konsonantierung wäre aber wohl gar nicht erfolgt, wenn nicht der Mensch im Bewußtwerden seiner selbst die geistige Tatsache, daß er das „Wort habe", in sich vorgefunden hätte. Wie ja auch die kleinen Kinder, bevor sie noch reden können, auf ihre Laut- und Silbenbildungs-, gleichsam Sprechvorübungen — Artikulation einzelner Laute für sich und auch Konsonantierung irgend eines vokalischen Lautes — gewiß nur deshalb von selbst verfallen, weil das „Wort" und der „Drang zur Sprache" in sie hineingelegt ist. Sie würden ja ohne diese geistige Voraussetzung der Sprache in ihnen ebensowenig wie das Tier sprechen lernen. Bei diesem wird man niemals derartige Lautbildungsübungen, dieses das Sprechen vorbereitende Spielen mit den Elementen der Sprache, beobachten; denn in ihnen ist ja auch nichts, das wie im Kinde zur Sprache hindrängte und aber auch keineswegs, eben weil es, aus dem „Worthaben" entspringend, geistigen Ursprungs ist, als Aeußerung eines bloßen Instinkts, der das Individuum das zur Selbsterhaltung und Erhaltung der Gattung Zweckmäßige unbewußt tun heißt, aufgefaßt werden darf.

Die Artikulation und Konsonantierung setzt eine Bewußtheit voraus, die innerhalb des tierischen Bewußtseins schlechthin unmöglich ist. Sie ist im Urzustand der Sprache, wie jetzt, tatsächlich nichts anderes als eine bewußte Handlung, durch die eben der Mensch zum sprechenden Wesen wird, die das „Wort" in ihm voraussetzt und auf jenem geistigen Akt beruht, der die Interjektion zum Wort macht. Das ist auch die Auffassung Humboldts, der gewiß dem Wesen der Sprache näher stand als unsre modernen auf die Evolutionstheorie eingeschwornen Sprachpsychologen, die es nicht verstehen wollen, daß das Geistige nicht i n der Natur und a u s ihr sich „entwickelt", sondern im Menschen — und deswegen eben, weil es in ihn hineingelegt ist — zum „Durchbruch" kommt. „Die Artikulation der Töne", sagt Humboldt, „der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Tieres und der menschlichen Rede läßt sich nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewußtseins nötigt der körperlichen Natur die scharfe Teilung und Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen". Nun ist aber eben das Selbstbewußtsein des Menschen identisch damit, daß er das „Wort hat", und also mit der in der Geistigkeit seines Wesens gegebenen Möglichkeit der „Aussage" des Satzes „Ich bin" und darum auch der geistige Grund des dem Menschen innewohnenden „Drangs zur Sprache".

Jene Konsonantierung des an sich vokalischen Wehschreis durch das Eintreten des Kehllautes in den sich hörbar machenden Atemstoß, durch die aus der Schmerzesinterjektion das Wort Ich gebildet wurde, nimmt sich aus wie das Ansetzen des Luftstroms in der Kehle zu einem verstärkten Stoß, zum Sprung gleichsam; wie ja auch sonst in Aus- und Anrufen, z. B. hurra, hallo, oha und ähnlichen der Kehllaut eine ähnliche Rolle zu spielen berufen scheint.

Wehschrei und Wort — und also auch das aus jenem hervorgegangene „Urwort" — haben physiologisch gemeinsam, daß sie ein Atemzug sind: *atmos*, im Sanskrit *atman* (Hauch), also jenes Wort, das in der indischen Philosophie die Rolle des Ichprinzips spielt. Man ist ja längst darauf aufmerksam, daß die Ausdrücke für Atem (*pneuma, pnein* = hauchen, atmen) in den

verschiedenen Sprachen als Begriffe für Geist, Leben ihre spezielle Anwendung fanden — Geist aber und Leben ist vor allem auch im Wort —: Atem selbst, ahd. *atum* = Atem, Geist, *wiho atum* = der heilige Geist; im Mhd. noch *der heilege atem.*

Daß der Wehschrei — eine Interjektion, die der Mensch ja mit dem sprachlosen Tier gemein hat — zum Wort wurde, das war eine Tat des Geistes im Menschen. Das Wort ist etwas, das sich zwischen dem Ich und dem Du, zwischen dem „Sichaussprechenden" und dem „Anzusprechenden" und „Angesprochenen" zuträgt. Es ist dasjenige, was ein Verhältnis zwischen dem Ich und Du, zwischen der ersten und zweiten Person der Grammatik, herstellt. Der „Satz" des Urwortes, in dem das Ich sich selbst aussprach, sich selbst, seine Existenz also durch die geistige Tat des Wortes behauptete und „objektiv" machte und zum Bewußtsein brachte; er begriff zugleich auch in sich die „Setzung" jenes Verhältnisses zum Du. Das Urwort war ein „Satz" und dieser Satz war die „Setzung" des geistigen Lebens. Das Wort aber ist von Gott und nur er vermag das geistige Leben im Menschen zu „setzen". Das heißt also: Das „Ich bin" des Urwortes bedeutete nicht die „Selbstsetzung" des Ichs, denn es hatte das Du, Gott zur Voraussetzung. Die Tatsache der Personalität in der Existenz des Menschen, das Selbstbewußtsein — die identisch damit ist, daß er das „Wort hat", daß er ein sprechendes und anzusprechendes Wesen ist — ist eine Tatsache des Geistes, aber keine der Natur und darum läßt sie sich naturwissenschaftlich ebensowenig wie das Wesen des Worts und die Sprache erklären.

Einmal wird Gott die Schöpfung der Welt, des Himmels und der Erde zurücknehmen, aber nicht die des Menschen in der Geistigkeit seiner Existenz und nicht das Wort. Das Urwort der Sprache hat eine ewige Bedeutung, es spricht ein ewiges Sein und Leben aus. Und an der Entscheidung des Menschen in der Zeitlichkeit seines Lebens liegt es, ob der Satz „Ich bin" auch für alle Ewigkeit den Sinn eines Wehschreis hat oder nicht.

ANTON SANTER: BRUCHSTÜCKE

GEH UND LEBE

„Nicht sterben sollst du, dessen Leben irre führt, wenn es eine Hälfte bleibt. Denn viel hast du gesagt und getan, nur um das zweite tun und sagen zu können".

„Was ich wollte, hat unendliche Zeit. Was bedarf meiner Eile und wer bedarf meiner, damit geschehe was geschehen wird?"

„O warum nicht du, nicht jetzt? Du wartest auf das, was ohne dich geschieht. Dir aber geschieht so nicht wie den Lebendigeren".

„Alles ist einerlei!"

„So geh und lebe". —

*

Kaum hat diese Zwiesprache Lebendige erschaffen und Tote auferweckt. Aber „geh und lebe" ist das einzige, was jedes Kind von Eltern erbt, ohne daß sie einander fragten.

Man kann heimlich die Größe der Schöpfung ahnen, welche Einzelne aus dem Vergessnen zum Bewußtsein bringt. Ist nicht jedes Lebendige schon um seines Lebens willen mehr als nichts, das ist die Frage. Fragt die Siechen, welche ihr erzeugt habt, ob sie sterben wollen, wenn ihr einen Spaß begehen wollt. Einsichten und Einsamkeit aber machen verantwortlich.

Der seltenere Fall in der Welt ist Leben. Der seltenste Fall ist die volle Gesundheit des Leibes und der Seele, an deren Möglichkeit zu glauben wahrlich selbst schon ein Kreuz ist.

Das Leben würzt der Tod und die Frage: Wie stark liebst du dein Leben und das anderer?

Ob alles einerlei ist, das ist die Frage der Philosophen und der Straßenkehrer. Und ob er dennoch das Leben liebt, das ist die Frage des Philosophen und des Straßenkehrers.

*

Wer sein Gleichgewicht nur findet, wenn er den Herrn oder den Knecht in sich überhebt, der sei Herr oder Knecht. Wenn

aber dieser die Korrektur seiner Persönlichkeit für alle gelten machen will, so ist er nicht besser als dergleichen andere Falschmünzer und Börsennaturen und Dichter.

Neben diesen beiden, dem Herren und dem Knecht vom moralischen Markte, gibt es den Mann, der seine Medizinen nimmt, aber nicht auf Märkten preist, der gelassen befiehlt und gehorcht und ohne Selbstgefälligkeit sagen kann: Nichts Menschliches ist mir fremd.

*

Was besagt die Rolle, welche da und dort dichtende Erlösernaturen spielen, für welche eigene Sünde und fremde gleichviel geworden ist, gehalten gegen die Rolle, welche Gewalt und Lüge viel wirklicher in der Gesellschaft spielen? Und endlich, was besagt es für die kausale Wirklichkeit, ob man dies wisse und davon rede? Nichts für Gewalt und Lüge. Und wahrlich das muß so bleiben, so lange das Leben für dich eine Schule ist.

*

Wer ist der Verantwortliche im Leben? Der sich mit dem Ganzen so verbindet, daß ihn das Arge, Schuld und Sünde, quält, gleichviel wer es begangen hat. Wer Sünden der Welt auf sich nimmt, der macht sich selbst verantwortlich. Er leidet am Argen, das geschieht, denn selbst was da geschieht, wird seine Sache. Er achtet nicht den Zufall, daß es ein anderer tun mußte. Ja, er hätte Böses, das da geschah nach toten Gesetzen, lieber selber getan. Denn das Arge scheint ihm ärger in einer anderen Seele als in der seinen, an deren Unverlierbarkeit er unbeirrt glaubt. Ob jedem das Böse nach dem Maße seines Glaubens an das Gute zugewiesen sei, fragt er in der Angst des Zweifels. Und im Mute seines Glaubens glaubt er, daß hinter dem Ich und Du, das er früh erlernte, alles Eins sei. Aber nicht zum Schlaf wird ihm das, sondern zu Wachen und Arbeit. Zum Berufe, eben weil alles Eins ist, die Verantwortlichkeit zu tragen, wo andere Anderes tragen. Ob es ihnen zugemessen sei, fragt er beim Anblick der Lachenden. Und glaubt auch dieses, wenn er zur Bescheidenheit berufen ist, anders als es glaubt, wer die Hoffahrt zu tragen hat und noch nichts von Jenem weiß.

*

Wer das Leben zu seiner Frage macht, der findet immer wieder, ob er nun mehr zu sich kommt oder zu anderen kommt, daß alles Lebendige und Totgesagte zuletzt nur noch da ist wie eine zusammenhängende, einzige, immer wiederholte Frage, ob es mehr geliebt werde als das Jenseits. Diese Frage ist es, vor der der Zweifelnde stehen bleibt und weitergeht und lebt nach Lebens Erfahrung. Und diese Frage ist es, vor der der Gläubige stehen bleibt und weitergeht und lebt und an Gnade glaubt. Der erste kennt die Gesetze des Lebens, der zweite glaubt an die Unbestimmtheit des Werdenden und Unbekannten, deren Gleichnis lediglich das Wunder wäre. Welcher von beiden freier zu nennen sei, das liegt beim Betrachter, wofern er nicht lieber noch schweigen und warten will.

*

Um von Ueberlegenen lernen zu können, ohne das eigene Leben zu verlieren, kann man bedenken, daß man einen Schritt voraus hat. Denn man darf haben, was man lernt, und hat dabei außerdem sich selbst und die Freiheit des Unfertigen: das eigene Leben.

Es ist Schwäche, welche sagt: Nichts Neues ist unter der Sonne. Es wäre besser, wenn alles vergessen und Platz für uns würde.

Jedem steht es frei zu denken: Ich bin eine neue Möglichkeit, nicht zu früh und nicht zu spät, sonst wäre ich nicht da. Das Vergangene ist nicht mein Ende. Weil ich nicht da war, bin ich mir gegeben. Die Welt wird ganz, wenn ich mich zu allem tue, was ich begegne. Was ich dabei anderen gelte, ist nicht meine, sondern ihre Sache. Möge es ihnen wohl bekommen. Ich bin mir angezaubert und muß mich haben, und nur ich habe mich und hatte mich je so wie heute. Und wär ich mir zum hunderten Male gegeben, so wäre es, um Besseres zu tun als neunundneunzig Male. Nicht einmal das Glück der Entlastung und Demut fremdem Werk gegenüber soll mir den Stolz des Lebendigen kosten: Ich habe dies und mich dazu, die Unbestimmtheit des Künftigen. Ich habe die Gnade der Gegenwart: ich lebe.

*

Viele glauben an ihr Weiterleben nach dem Tode. Und haben sie denn Unrecht, an ein Leben, gleichviel ob das ihre, zu glauben, vor ihnen, neben ihnen und nach ihnen, welches ihre Wünsche von heute erfüllt und ihre Sünden von heute straft und ihnen Entscheidungen anheimstellt besser zu tun als schon einmal? Und wäre dies ein Leben namens Müller statt Meier, was tuts. Vergesse sich nur jeder Meier getrost. Er ist so oft und so lange auf der Welt, als er es braucht. Nichts anderes liegt an ihm.

Wer solche Fragen und Antworten tut, ist weit. Aber weiter ist wer da sagt, was jeder sagen kann: Andere waren, andere werden sein, aber ich bin. Und wenn ich tausendmal war und sein werde, so liegt doch so viel an mir, daß ich bin, weil die Reihe an mir ist und mein allein die Gnade der Gegenwärtigkeit.

EITELKEIT DER EITELKEIT

Weniger vom freien Willen, aber mehr von der Wirklichkeit untierischer Beweggründe für Menschen und vom Bewußtsein dessen, das man erlangen und pflegen kann, darf man immer wieder reden. Wer aber einmal einen Leib besitzt, der kann nichts tun, das nicht eine Rolle in einem Organismus spielt. Also ob blind oder sehend getan, ob gern oder ungern getan: Was wir tuen, ist Dienst im Unbekannten, ist nicht nur unsere Sache. Wir wissen nicht, ob der Tod in eine andere Welt führt; denn wie dürften wir das Unbekannte auch nur „Welt" nennen! In der Welt der Leiber aber gibt es keine Handlung außer Dienst. Wo wir den Dienst nicht sehen, träumen wir. Wo wir uns sträuben, leiden wir. Wo wir gerne dienen, sind wir deshalb nicht frei. Aber viele können vergessen, daß sie als Leiber die Freiheit nicht kennen.

Und noch eines können manche. Sie können an eine Seele glauben, das einzige Einzelne, und an deren Entschließung für und wider, oder auch noch an die Unfreiheit dieser Seele, wo nicht die Gnade sie befreit. Oft aber scheint es Zweiflern, als ob auch dieser Glaube nur eine Rolle im Lebenslauf des Leibes und eines unbekannten Weiteren, Einigenden, spiele.

Wie dem auch sei, die Frage nach der Freiheit in der Ent-

schließung für oder wider ein innerstes Schweigen, diese Frage war, soweit ich sehen kann, die letzte Enge betrachtender Geister, und sie ist, soweit ich sehen kann, für untheologische Herzen ohne die Sonden des Zweifels gar keine Frage, sondern wie eine immer gebotene Gelegenheit zur Tat.

*

Die Pessimismen der weltlichen Religionen und Künste, also alles, was in Kopf und Herz mit trauern, verzichten, verachten, lassen, leiden und mit Unlüsten zusammenhängt, scheint mir oft so nahe und einfältig im Dienste des geregelten Lebenslaufes zu stehen als Schlaf und Tod. Man hält sich freilich umso weniger bei Verneinungen und ihrer religiösen und künstlerischen Ausgestaltung auf, je stärker jedesmal das andere lockt, um dessentwillen man vielleicht das eine eben verläßt. Wie denn auch etwas, das zur Besserung irgend eines Mangels gefunden ist, nicht für Alle etwas bedeuten kann, es nenne sich Religion oder Kunst; nur nicht die „Wahrheit für Alle"!

Ein großer Teil mehr oder weniger ausgestalteter Negationen scheint mir und vielen anderen sogar unter dem unmittelbaren Einfluß des leiblichen Lebens in seinen Trägern zu entstehen, d. h. vom Leibe aus als bloße Gesetzmäßigkeit verständlich, wenn auch damit nicht im tieferen Sinne erklärt zu sein. Die Stimmung „Eitelkeit" einem Erlebnis gegenüber ist nicht nur die letzte Gemütsbewegung und bisweilen die letzte weltliche Lust, welche man dabei gewinnen kann. Das wäre wenig, obwohl es Genießer gibt, welche, oft von anderen, gelernt haben, bei jedem Erleben nach dieser Würze „Vergänglichkeit" zu schielen statt auf die Offenbarung des Zeitlosen dabei zu warten; Genießer, denen dieser Hinblick bisweilen die gelassene Kälte gibt, um Schwieriges zu erringen. Sondern es wohnt manchen Negationen außerdem ähnliche Bedeutung in der Entwicklung der Einzelnen wie der weiteren Einungen inne, welche z. B. Sättigung und Abkehr des Mannes vom Weibe und viele andere letzterdings nur des Lebens Lauf regelnde Unlüste für unsere Leiber haben. Es handelt sich um die Möglichkeit, sich von Erfahrungen gründlich ab- und anderen gänzlich zuzuwenden, wodurch ein haushälte-

risch geregeltes und so in der Endsumme möglichst reiches Weiterleben ermöglicht wird. Negationen sind Zeichen unerschöpfter Unzufriedenheit, welche das Leben begleitet. Sie sind also weder zu loben noch zu tadeln, ehe man sie als Lebens Zeichen verstanden hat. Auch wäre es niemandem zu verargen, wenn er davon nimmt, was er für sein eigenes Leben braucht, ohne daraus Lärm für alle zu machen. Nicht alle werden sich erheben, wenn sich Salomo von der Tafel erhebt. Ist doch seine Sättigung so bedingt für ihn wie des Lazarus Hunger für Lazarus, wie werktätiges Mitleid und wohlsituierte Lyrik dazu, bedingt wie alles Für und Wider (den Krieg z. B.), das über die Grenzen des Einzelnen hinauslärmt.

Das Tier hat vor dem Fraße so recht wie nach dem Fraße. Das Tier hat vor dem Fraße so unrecht zu philosophieren wie nach dem Fraße. Ihm bleiben lyrische Ausdrucksmittel angemessen. Ich zweifle, also bin ich kein Tier. Solange wir leben, verstehen wir nichts als zu leben.

Die bösen Zweifel aber erwarten den Mann, welcher an seiner Welt nur ändert und arbeitet, um sich gegen andere zu bewerten in endlosen Wandlungskünsten, welche die Welt undurchsichtig machen. Diese Welt der Willensstarken, welche oft die Wirklichkeit nicht wahrlassen wollen und doch nur insoferne befruchten, als sich Einsicht und Güte ihnen gegenüber immer aufs neue behaupten muß und so ihre zeitlose Gegebenheit auch ihrerseits erweisen kann.

*

Und also kommt es bei alledem zuweilen zur Beschaulichkeit: Wenn man alles im Leben nur einsehen will und nichts ganz sein, weil man diese Beschränkung mehr als alles andere scheut und die weise Ueberschau mehr liebt als alles andere Leben; wenn man so nichts Weltliches ganz ernst nimmt, als die Uebersicht und die Blindheit dessen scheut, welcher in etwas aufgeht, so geht man mählig für alles verloren außer für die Gedanken, die man sich endlich hierüber macht. Und endlich frägt sich der Weise, wie es kommt, daß ihm alles, alles in seinem vergangenen Leben, nur als wehmütige Erinnerung wieder begegnet.

Ist es nicht, weil er in allem, was er erlebte, etwas Besseres, ihm Gebotenes, versäumte? Ist diese Frage die letzte Tür, durch die er an sein Ende kommt? Durch alle Vergangenheit und Künftigkeit in den Tag, an dem ihm sein Leben Gegenwart wird?

DULDUNG

Alles Menschliche und sich selbst als Natur zu sehen und zu hören ist schwieriger als man sagt. Nicht eifernd, sondern geduldig muß man daneben stehn und horchen.

Die Griechen kannten eine Natur als Heilerin, welche Fieber und Krankheiten als Mittel verwendet. Vielleicht freilich gibt es im einzelnen Leben Fälle, wo Krankheit für den Einzelnen kein Mittel bedeutet, sondern ein Verhängnis, welches für Menschen keine Rolle als die des blinden Verhängnisses spielt. Und vielleicht ist eben der Zufall selber über uns verhängt, weil er unser tiefstes Schicksal nie entscheidet.

Da es kaum eine Rassenhygiene, dieses Namens wert, gibt und keine unbefangene Hygiene der Menschheit, so gibt es wohl auch keinen, der berufen wäre zu sagen, ob ein vollkommenes Gewährenlassen aller Uebel der Menschheit besser oder schlechter tuf als alle Kuren zugunsten von höheren Einungen der Einzelnen.

•

Wer im anderen seine Person und Art voraussetzt und darnach handelt, im guten oder halben Glauben, der tut etwas, das ebenso wie essen und atmen und andere Arbeit an der Selbsterhaltung seinen kurzen Namen haben sollte; soferne an der Sprache noch etwas liegt. Einzelnes derartige trägt monströse Namen wie Anthropomorphismus u. a. m. Man kann diese vielgestaltige menschliche Tätigkeit überall wirken sehen und als eine Art Gestaltungskraft des Lebens erkennen, welche z. B. als Eigenheit von Beschränkten und Unduldsamen deren besseren Freunden einen langen Kampf um ihre Selbsterhaltung auferlegt, welcher oft erst mit dem Beginn der Einsicht und mit dem Ende solcher Freundschaften endet. Man muß auch die Stärke, mit welcher die Unduldsamen ihre schnöden Künste üben, beachten. Es ist

eine im täglichen Leben lästige und primitive Art sich zu behaupten. Wo sie aber aus Zufall oder bedeutender Fügung das Rechte trifft, da kürzt sie lange Umwege ab, nicht weniger als andere Instinkte.

Wo sie das Rechte trifft, eben das ist die Frage, auf die man nicht für andere und nicht jedesmal antworten kann, wenn man auf seine Zweifel etwas hält. So daß mancher davor zurückschreckt, wenn er seinen Einfluß auf andere sieht, und lieber höheren Mächten die Ehre geben möchte.

*

Es gibt zwei Richtungen, welche man haben oder nehmen kann: Zum Werden oder zum Sein. Was bedeutet es wohl, daß man in der zweiten Richtung zum Verstande kommt und zur Einsicht, wofern man nur die Welt gehen lassen und wahr haben will. Während doch die Gläubigen nie aufhören zu glauben, daß die toten Gesetze nur bestehen, bis ihr Glaube an das Künftige stark genug ist. Sie wollen nichts sein lassen, und was ist soll anders werden.

Die Rolle, welche diese zwei Lebensarten im Alltag spielen, wird deutlich, wenn uns ein anderer nicht sein läßt, etwa weil er sich selber müht anders zu werden und seine Mittel zu Tugenden für alle macht. Wen man liebt, den lasse man sein, was er ist, und werden, was er will; mehr Liebe ist lästige Liebe. Wenige Freunde üben diese duldsame Liebe. Daher stören die meisten das Leben und man meidet sie zur Erholung. Mein Freund ist, wer mich sein läßt und dabei wird, was er will; wie ich selber.

Jene idealistischen Gefolgsleute der Lüge und Gewalt, welche ihre Nächsten gestalten, nicht wahr haben wollen und festlegen, dulden an anderen nur das, was für den Börsenhaushalt ihrer Selbstachtung taugt und ihre eigenen „Werte" auf dem Markte des Lebens nicht mindert. Davon hat jeder genug in sich, der sich behaupten muß. Es folgt auch daraus wieder, daß sich der Liebhaber der Weisheit gar nicht im Lebenskampf behaupten muß, sondern still werden.

*

Wer alle Hunde für gut hält, die den Menschen zur Arbeit hetzen, wer alles gelten läßt, was die Arbeit eines Menschen steigert, der muß manchem Laster seine Stelle im Haushalt anweisen. Wer aber erkennt, daß das Tempo im Leben der Einzelnen und der Völker etwas Bedingtes und Erklärliches ist, der wird zwar in der Verschiedenheit der Arbeitstempos von Nachbarn die Quelle für den Lebenskampf dieser Nachbarn und für dessen Ausgang sehen, nicht aber andere Tempi nur naiv, z. B. europäische, Asiaten gegenüber, einschätzen.

Was hätte übrigens die sogenannte Menschheit als Ganzes zu verlieren, wenn sie sich Zeit ließe? Doch wohl keinen Konkurrenzkampf.

*

Ehrgeiz ist ein Fluch in Zeiten, da alle Ehren im Kurse gefährdet sind. Es ist verlorene Mühe und verlorenes Leben, sich um die Scheine zu bemühen, welche so oft nur Köder in Händen kluger Lügner sind. So sind zu Zeiten die Schulen ein einziger großer Betrug an den Einzelnen, einzelne Lehrer ausgenommen.

Was ist der tiefere Sinn dessen, daß sich auch die Moral heute am besten mit den Wörtern der Börse beschreiben läßt? Ist etwa auch die Moral eine Organisation, in welcher die Händler walten, so lange jemand was verhandelt. Einst ist der Händler in den Tempel gezogen, heut aber, was des Tempels war, in die Börse und ist der Händler Sache, so wahr man gemeiniglich von „Werten" spricht.

*

Gelehrte zeigen gerne die Rolle, welche Beraubung und Bewirtschaftung in Staaten spielen. Aber es gibt ein System der Enteignung, welches man immer begegnet, soferne man irgend etwas zu eigen hat. Was uns da begegnet, ist der Wille anderer, uns alles zu nehmen, letzten Endes unsere Person zu enteignen oder zu verneinen, sei es in Haß oder Liebe.

Die Folge ist einerseits, daß eine Person ihr Eigentum jeder Art nur gegen andere, nur trotzdem behauptet. Es gibt nur zähe Besitzer. Ferner aber, daß das Aufgeben einer Eigenheit allgemein gelobt wird. Wer weiß, welche Rolle bei jeder Organi-

sation des Lebendigen die Ausschaltung und Anähnlichung des Andersartigen spielt, der wird auch unter Menschen diesen Weg des Lebens für bereits vorgezeichnet halten, und zuweilen für belanglos, ob man aus dieser Not Tugend oder Untugend macht. Es ist eine der größten Erschütterungen zu sehen, wie belanglos schon vor den Mächten dieser Erde manche Bewertungen sind, welche man in das Verhältnis des Einzelnen zu den Anderen hineingetragen hat. Dennoch läßt sich fast alles, oder alles was Menschen an Sittlichkeit gefördert haben, am besten überblicken als für oder gegen den Egoisten gesagt, während man die vergeistigtere Person des Idioten weniger bedacht, aber auch nicht ganz unbewertet gelassen hat, wie der Name lehrt.

*

Jeder Sieg beglaubigt die Uebel, trotz derer er erfochten wurde. Daher gibt es unter Menschen keinen ganzen Sieg, und kann der bessere Weg nicht der des Kampfes sein.

JEAN PAUL:
AUS DER VORREDE ZU DEN BRIEFEN

Der Teufel, (glaub' ich geschrieben zu haben), ist los in diesem Jahrhundert und der heilige Geist ebenfalls, mein Herr! Ach, eine harte Zeit steht an der Türe, Erdfälle und Lawinen zugleich! Es werden einige Jahrzehende kommen — denn mehrere verträgt das unsterbliche Herz des Menschen nicht — worin Chemie und Physik und Geogonie und Philosophie und Politik verschworen den Isis-Schleier der stillen hohen Gottheit für eine Gestalt selber und die Isis hinter ihm für Nichts ausgeben werden. — Das der Nemesis gehorsame Herz, das bescheidenere frömmere Zeiten erzogen haben, wird zagen vor einer frechen ruchlosen Titanenzeit, worin nur Handel und Scharfsinn gebieten und worin ein geistiges Faustrecht zu Gerichte sitzt. Die jetzige

Zeit wird von revolutionären Schatten bewohnt, die, wie die homerischen, nicht eher Kraft und Rede haben, als bis sie Blut getrunken. Wohl ist die Menschheit erwacht — ich weiß nicht, ob im Bette oder Grabe; — aber sie liegt noch wie eine erweckte Leiche, umgekehrt auf dem Angesicht und blickt in die Erde.

Diese moralische Revolution, (eine politische ist mehr die Tochter als Mutter einer moralischen), dieser Uebermut des Geistes der Zeit geht bis zu den Kritikern herab, die den Dichter vor der Moral warnen und die es lieber haben, daß er, wenn er doch einmal sich mit Stoff befängt, das kleinere Uebel wähle und eher zu tief in den unsittlichen greife als in den sittlichen. Ihr zerstörten Zerstörer, ihr werdet die Sünder, aber nicht die Dichter vermehren; leiden denn diese bei uns so sehr an der moralischen Teleologie? Und wer durch diese ein Prosaiker wird, der würde es auch durch die unsittlichste von Welt verbleiben, wie die Franzosen beweisen. Ist nicht bei den zwei großen griechischen Dichtern, bei Homer und Sophokles, die Hippokrene ein heiliges Weihwasser, und ihr Parnaß ein Altar der Nemesis und ganz gebauet auf einen moralischen Sinai? —

Inzwischen wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkundigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich sich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. — Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flammen, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. — — (1799.)

CARL DALLAGO:
WELTBILDUNG UND SÜNDENFALL

(„Der große Unwissende", II. Teil, Kap. 7)

Ein Sommertag, der seine lichte, warme Wirklichkeit über Landschaft und Menschen ausgießt. Sein Sichvorbereiten war ein Sichzurückhalten; nun hat sein Kommen etwas Machtvolles. Der Schnee auf Graten und Kämmen ist in vollster Auflösung, im Tale wogt Hochwasser. Am tiefgrünen Waldhang verweile ich und schaue Berge und Himmel, die durch aufragende Baumkronen schimmern.

Zunächst wohl ist der Sommer der Schöpfer dieser Sommerlandschaft. Seine gestaltende Kraft ist es, die die Landschaft durchdringt und sie mit seinem Wesen erfüllt, wodurch alles, was diese Landschaft hervorbringt, seiner Bestimmung entgegengeführt wird. Aber das Hervorgebrachte kennt die Bestimmung nicht, der es zugeführt wird; denn es empfängt seine Bestimmung durch die Kraft, die es gestaltet, welche ihrerseits empfangen haben muß, ehe sie in der Natur wirksam zu werden vermag. Doch liegt in Verhangenheit, was diese Empfängnis bestimmt.

Was mir der Sommer so in seinem Wirken enthüllt, erschließt sich dem redlichen Betrachter wohl in aller Natur, nämlich: daß sie empfangen muß, damit sie hervorbringen kann, und daß das, was diese Empfängnis bestimmt und bewirkt, der Wahrnehmung der Menschen entzogen bleibt. Es besagt: daß alle wahrnehmbare Natur mit ihrem Herkommen in die Verhangenheit reicht, in die zurückzukehren ihr als einzig wahrnehmbare Bestimmung auferlegt scheint. Mit der Erkenntnis aber, daß das Anordnende und Bestimmende für alle Natur in Verhangenheit liegt, hat sich der Betrachter bereits den Weg frei gemacht zum Geistigen und Religiösen.

Schon diese Feststellung ergibt: daß die Natur niemals ein Gegensatz zum Geiste sein kann, da der Weg der Betrachtung, der in sie hineinführt und letzten Endes die Empfängnis aller

Anordnung aus der Verhangenheit erhellt, zugleich der Weg der Einsicht ist, die das Geistige und Religiöse, das zu Gott als dem Geiste führt, im Menschen aufdämmern läßt. Aehnlich etwa, wie die hingebungsvolle Betrachtung eines Kunstwerkes eine Verbindung mit dessen Schöpfer im Betrachter herstellt: indem die Wesensbeschaffenheit des Schöpfers, die im Werke untergebracht ist, gewissermaßen ordnend auf das Gefühl des Betrachters einwirkt.

Die Wesensbeschaffenheit Gottes, als des Schöpfers des Weltalls, das ist: der gesamten Natur, ist nun freilich unfaßbar für den Menschen. Aber der hingebungsvolle Betrachter des Schöpfungswerkes (oder seiner Teilheiten) muß die Verbindung mit dem Schöpfer immerhin soweit herstellen können, daß er ein von jeher Ordnendes, das in den Werken der Natur untergebracht ist, als Ausfluß einer Wesensbeschaffenheit des Schöpfers dieser Natur auf sich einwirken fühlt. Und mit dem Wachstum seiner Hingebungsfähigkeit mag der Betrachter das gegenständlich Wahrnehmbare, das er überall in der Natur vor sich hat, immer mehr aus dem Auge verlieren und zu dem Nichtwahrnehmbaren finden, aus dem jenes hervorgegangen ist, und dessen Ordnendes er nun immer mächtiger auf sich einwirken fühlt. Bis ihm dieses Ordnende schließlich noch zum Ausdruck eines unentwegten Waltens werden mag, das gleichsam als göttliches Gesetz hervortritt und ihn so erfüllen kann, daß in ihm die Verbindung mit dem Geiste, der dem Werke (d. i. der wahrnehmbaren Natur) zugrunde liegt, tatsächlich hergestellt erscheint.

Daraus geht hervor: daß die Natur vom Geiste nicht zu trennen ist, daß vielmehr Natur und Geist in einem innigen Zusammenhang stehen. Dieser Zusammenhang offenbart sich eben in dem Umstand, daß durch ein hingebungsvolles Eindringen in die Natur, als in das sichtbare Werk, im Betrachter das Aufkommen einer Ordnung bewirkt wird, die gleichbedeutend ist mit einer Befolgung der Verlautbarung des Geistes, der dem Werke zu Grunde liegt. Da nun der Mensch selbst, gleich der Schöpfung, Natur ist, ergibt sich wiederum: daß die Einkehr in sich selber, das Sicherschließen bis zu jener letzten, höchsten Errungenschaft einer völligen Selbstpreisgabe die Offenbarwerdung einer

Ordnung im Menschen zur Folge haben muß, wie sie von Gott gewollt ist.

Je ursprünglicher eine Natur ist, je mehr sie sich ihr Herkommen aus dem Ewigen wach erhält, umso mehr erhält sie sich auch diese Ordnung. Denn umso mehr muß in ihr auch die Verbindung hergestellt sein, die bis zum Anfang, das ist: bis zum Tage der Vollendung der Schöpfung zurückreicht, da „Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut". Alle ursprüngliche Natur ist demnach das Willfährigste für den Geist.

Die Menschennatur mag nun freilich gründlich verdorben sein und so ihre Ursprünglichkeit eingebüßt haben. Sie ist eine zu Schaden gekommene Natur, wie Religion ein zu Schaden gekommenes Religiöses ist. Und wie in dieser etwas vorhanden ist, das dem Religiösen Eintrag tut, so ist in der verdorbenen Natur etwas vorhanden, das die ursprüngliche Artung verleugnet. Es haftet an ihr bereits der Begriff Sünde, der hier so zu verstehen ist, daß Sünde alles, was sie anfaßt, vom Weg zum Geistigen und Religiösen und damit auch vom Aufleben der ursprünglichen Ordnung abzieht.

Damit bin ich bei dem Thema „Weltbildung und Sündenfall" angelangt.

*

Schon in meinem Aufsatz „Menschendämmerung" habe ich mich gegen diese Welt entschieden. Seither festigte sich in mir die Erkenntnis: Je mehr einer Mensch wird, umso weniger kann er für diese Welt sein. Der Gegensatz von Welt und Mensch ist mir ein Unumstößliches geworden. Erwies sich doch diese Welt als Prunk- und Zuchtstätte einer Ordnung, die den Weltkrieg entfesselte, dessen entsetzliche Gewaltsprache noch immer nicht verstummt ist.

Auf meinem Wege zum Geistigen und Religiösen machte ich indessen auch die Wahrnehmung, daß die Menschen eigentlich erst zu dieser Welt fanden, da sie sich vom Geistigen und Religiösen entfernten. Denn die Betätigung des Geistigen und Religiösen erwächst aus der Erkenntnis, daß der Mensch einem von

jeher Anordnenden untertan sei; das Zustandekommen dieser Welt hingegen ist durch die Abkehr von solchem Anordnenden bedingt und hat seinen Grund darin, daß der Mensch sich selbst zum Anordnenden aufwarf. Der Mensch als Schöpfung Gottes jedoch stand ursprünglich auch in der Welt als in einer Schöpfung desselben Gottes und hatte mit dessen Wohlgefallen auch sein Wohlergehen in dieser Gotteswelt!

Die durch Menschenmacht bewirkte Weltbildung enthüllt sich somit als Sündenfall der Menschen. Einem unentwegt von jeher Ordnenden begegnet die Schwäche der Menschen, die sich anmaßt, das Dasein ordnen zu können, als Ueberhebung. Das unentwegt Ordnende wird dadurch nicht außer Kraft gesetzt, wohl aber wird der Ordner von außen her der Kraft des von jeher Ordnenden verlustig und gerät dadurch in Unordnung. So wächst in ihm die Sucht zu ordnen. Das ursprünglich in ihn Gelegte, die Empfänglichkeit für das Walten einer geistigen Gesetzlichkeit, verliert sich immer mehr aus ihm. Nun benötigt er zum Ordnen auch immer mehr der Gesetze. Es erbringt die Wahrnehmung: Erst wo das Gesetz eingeht, entstehen die Gesetze; diese Wahrnehmung läßt zugleich eine weltliche Ordnung umso hinfälliger erscheinen, je mehr sie von Gesetzen gestützt wird.

Ich verweise hier auf weiseste Herrscher der Vorzeit des fernen Ostens, die — wie berichtet wird — das vorbildliche Herrschen darin sahen, ohne Gesetze auskommen zu können — Herrscher, die dieses Vorbildliche auch vorbildlich ausübten. Es bedeutet: daß sie die Gabe hatten, Ordnung zu halten ohne zu ordnen. Solches Vermögen ist wohl darauf zurückzuführen, daß diese Herrscher mit dem Vorbilde des Reinen Menschen sich auch jenes Geistige und Religiöse in ursprünglicher Kraft zu wahren wußten, das im Menschen den Anschluß an das Gesetz, an das von jeher Ordnende, auslöst. Damit ist aber eine hohe — ja vielleicht die höchste — Ausübung des Geistigen und Religiösen von Seite der Menschen bereits in eine Vorzeit verlegt, die eine Welt wie diese Welt noch nicht gekannt haben kann. Denn die Weltbildung, die auf uns überkommen ist, verhindert alle derartige Ausübung des Geistigen und Religiösen.

Als eine von den Menschen geschaffene Welt beruht diese Welt auf Wissen und Besserwissen, das Weisheit im religiösen Sinne ausschließt. Denn Weisheit im religiösen Sinne ist immer ein Loskommen von den Ketten des Wissens. Ein Loskommen, das befreit: indem es den Menschen einem von jeher Ordnenden sich einfügen läßt. Während Wissen kettet und den Menschen dazu verleitet, eine Ordnung zu schaffen, die zur Durchführung der Gesetze bedarf. Diese Welt, die auf Wissen beruht, erweist sich somit als ein künstlicher Bau, der nur von Gesetzen getragen wird. Könnte die Menschheit ohne Gesetze auskommen, verschwände daher wohl auch diese Welt.

Die Gesetze aber widerstreben dem Gesetz, etwa wie das Licht einer Kerze dem Tageslicht widerstrebt in dem Sinne, daß es des Dunkels bedarf, um leuchten zu können. So bedeutet diese Welt, indem sie solche Gesetze erläßt, gleichsam die Abkehr vom Tage, als dem Ordnenden von jeher, und den Eintritt in eine Dunkelheit, in der das Licht der eigenen Verordnung wie eine trübe Flamme flackert. Doch der Mensch, der das Geistige und Religiöse in ursprünglicher Kraft sich wach erhält, gerät in kein Dunkel, das Gesetze erhellen, die wie Kerzenflammen leuchten; weil in ihm, der einem von jeher Ordnenden eingefügt ist, gleichsam das Tageslicht des göttlichen Gesetzes noch herrschend ist. Er kann daher auch nicht für diese Welt sein.

So ergibt sich wiederum: daß, wo Weltbildung einsetzt, immer auch ein Abkommen vom Geistigen und Religiösen damit verbunden sein muß, also auch ein Abkommen von Gott als dem Geiste; es erweist: W e l t b i l d u n g i s t S ü n d e n f a l l.

Und nun sehe ich um mich und schaue, wie die Gotteswelt als Schöpfung uns immer noch umgibt, vielleicht gleich herrlich wie am ersten Tag, und wie aus ihr auch unentwegt das Geistige und Religiöse dem hingebungsvollen Betrachter entgegentritt. Zugleich aber gewahre ich, wie eine von den Menschen hervorgebrachte Welt sich an die Werke der Schöpfung herangemacht hat, um diese in ihre Hand zu bekommen. Und ich lasse an mir vorüberziehen, was die Anmaßung dieser Welt innerhalb des letzten, gut wahrnehmbaren Stadiums unserer Zeitrechnung gezeitigt hat. Ich sehe die offizielle Kirche sich immer mehr fest-

setzen in dieser Welt als in einer christlichen Welt, sehe das Fortschreiten der Zivilisation, den Triumph der Technik, die vermeintliche Beherrschung der Natur und eine Welträtsellösung, die uns durch diese völlig zivilisierte, kirchenchristliche Welt als der eröffnete Weltkrieg vor Augen gestellt wurde.

Wer sich dieses Ergebnis in seiner ganzen Schreckhaftigkeit vor Augen hält, mag kaum mehr daran zweifeln, daß in dieser Welt nicht nur Menschendämmerung herrscht, sondern — wie der hemmungslose Ausbruch geistverwirkter Menschenmacht beweist — schon M e n s c h e n n a c h t.

*

Weltbildung also ist Sündenfall und führt zu Menschennacht. Ihr zugrunde liegt die gründliche Abkehr vom Geistigen und Religiösen, somit der Verlust jenes ursprünglichen Lebens, das in ein von jeher Ordnendes, als in die Anordnung Gottes — das ist: in das Wort, das im Anfang war —, aufgegangen ist. Dieses Leben war das Licht der Menschen. „Und das Licht leuchtete in der Finsternis; aber die Finsternis hat es nicht begriffen".

Dieses Licht war mit Jesu wiederum in dieser Welt — „und die Welt kannte es nicht"; denn sie war eine Welt, erstellt in Finsternis. Und Jesus „kam in sein Eigentum", indem er eintrat in das geistige Leben seines Volkes. Doch sie, die dieses geistigen Lebens Hüter sein sollten: „die Seinen nahmen ihn nicht auf".

Aber Johannes, der größte der Evangelisten — wahrscheinlich derselbe, der Jesu Lieblingsjünger war, weswegen wir ihm auch die größte Einfühlung in das Wesen Jesu zutrauen dürfen — Johannes erkannte in Jesu das Leben, das das Licht war, und er bereitete diesem Leben nach dessen Hingang eine Aufnahme in sich, die er in dem Zeugnis kundgetan: „Und das W o r t ist M e n s c h geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. . . . Das Gesetz ist durch Moses gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum worden".

Hier — in dem letzten Satze — sehe ich Jesum als den Er-

füller des Gesetzes dargetan. Als der Erfüllende in diesem Sinne brachte Jesus den Menschen zum Ausdruck, wie er von Gott gewollt ist. Und zeigte die geistliche Herrlichkeit des Vaters als der Sohn, der von Gott als dem Geiste ausging, indem er in sich bis zu Gott als dem Schöpfer zurückreichte und so das Wort, das bei Gott war, eingeboren in sich trug. Damit erweist sich aber die Wesensbeschaffenheit Jesu völlig übereinstimmend mit der Wesensbeschaffenheit des Reinen Menschen. Wenigstens in meiner Vorstellung. Denn der Taoteking als der Anschluß an das Gesetz läßt mich den Reinen Menschen also wahrnehmen: Es ist in ihm die Verbindung völlig hergestellt mit seinem ursprünglichen Herkommen aus dem Anfang, da das Wort war und das Wort noch bei Gott und Gott das Wort war, so daß in ihm, dem Reinen Menschen, die Verlautbarung Gottes als das Wort zum Gesetz und als Gesetz zur Tat geworden ist. Wer das Gesetz hat, muß demnach auch das Wort und damit Gott in sich haben. Jesus lebte das Wort, der Reine Mensch betätigt den Anschluß an das Gesetz. Ich gewahre da keinen Unterschied mehr. Jesus selbst beruft sich wiederholt auf das Gesetz. So sagt er: „Glaubt nicht, ich bin gekommen, das Gesetz aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Er verweist auch die Juden darauf, daß sie nur Mose zu glauben hätten, um auch an ihn zu glauben; denn Mose habe von ihm geschrieben. Und Mose schrieb eben das ihm geoffenbarte Gesetz: die Gebote Gottes als Richtlinien für das geistige und religiöse Leben, und zugleich von der Gott-Verbundenheit des Menschen, der auftritt als dieses Gesetzes völlige Erfüllung. Die jüdische Priesterschaft aber hatte inzwischen dieses geistig Gesetzliche zu Kirchentum und Religion gemacht und so zum toten Buchstaben verwandelt. Aus dem Gesetz war ein Weltliches geworden.

Genau dasselbe vollzog sich mit dem ursprünglich Christlichen: mit dem Reinen Menschentum Christi. Dieses Reine Menschentum, das ursprünglich Christliche, ist im Lauf der Zeit durch Kirchentum und Religionsmache immer mehr verdrängt und entstellt worden, bis schließlich daraus die heutige offizielle Kirche mit ihrem politischen Anhang und damit

ein völlig Weltliches erstanden ist. Dieses Christliche in seiner ganzen Mißgestalt behauptet sich würdig neben den Errungenschaften der Zivilisation. Ja, es stellt gewissermaßen auch einen Triumph der Technik dar; gehörte doch zweifellos viel weltliche Technik dazu, um aus dem ursprünglich Christlichen, als dem Geistigen und Religiösen, um aus dem Reinen Menschentum Christi eine offizielle Kirche hervorzubringen, deren Wirken so verhängnisvoll geworden. Denn diese offizielle Kirche ist augenfällige, ja greifbare Weltbildung. Und Weltbildung ist Sündenfall. Ihn verantworten müssen jene, die verkommen genug sind, daß sie sich nicht scheuen, selbst mit dem Christlichen Christi Staat zu machen, um in der Welt zu Macht und Ansehen zu gelangen. Die Allerweltsjuden sind unter ihnen.

*

In meiner Vorstellung zeigt sich nun Jesus als der Reine Mensch, als der einzige wahrnehmbare, als der letzte, wenn man (wie ich) den fernöstlichen Berichten glaubt, daß Reine Menschen in der Vorzeit gelebt haben. Falls mit dieser Vorstellung der Persönlichkeit Jesu Abbruch getan wäre, wäre dies nur so zu erklären, daß diese meine Vorstellung an sie nicht genug heranreicht. Das nehme ich auf mich.

Worauf es hier ankommt, ist: daß meine Vorstellung mir nicht Abbruch tue, sondern daß sie mir aufhelfe. Das soll heißen: daß sie mich als Menschen im inneren Wachstum unterstützt und nicht in der Veräußerlichung; daß sie mich immer mehr Einzelner werden läßt und nicht Masse; daß sie mich schließlich auch Gott als dem Geiste näher bringt und von der Welt immer mehr entfernt.

Der Kirchenchrist beruhigt sich in der offiziellen Vorstellung von Jesu als Gott. Dabei kommt er aber zu keiner geistig lebendigen Vorstellung, weder von Gott noch von Jesu. Sondern er übernimmt die Behauptung der Kirche, daß Jesus Gott ist, gleichsam als prunkvollen Deckmantel für sein totes Christentum und gestaltet seinen Lebenslauf ganz nach dem Beispiel dieser Welt. Es erklärt wohl die auffallende Tatsache: daß unter allen Be-

kennern einer sogenannten Religion in der Christenheit am wenigsten wahre Gläubigkeit anzutreffen ist.

Alle vier Evangelien stimmen auch darin überein, daß sich Jesus niemals Gott gleichgestellt hat. Ja, er hat die Gleichstellung seiner Wesensbeschaffenheit mit der Gottes ausdrücklich verneint. Von manchen Aussprüchen Jesu, die dafür zeugen, sei hier nur einer gebracht, der Jesu Verhältnis zu Gott deutlich genug dartut. Jesus sagt: „Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner". Der Unterschied zwischen Gott und Jesu kommt hier unzweideutig zum Ausdruck, da doch Weinstock und Weingärtner ein völlig Verschiedenes dem Wesen nach sind. Wohl aber kann der Weinstock gleichsam durch Aufgehen in die Anordnung des Weingärtners eins werden mit diesem.

So zeigt sich immer mehr, je näher man zusieht, daß die Kirche ein Interesse daran haben muß, Jesus für Gott auszugeben, und daß dieses Interesse weltlich ist. Denn als die Stiftung lediglich des Menschen Jesu hätte die Kirche niemals die Weltherrschaft anstreben dürfen, da ein solches Streben mit der Lebensführung Christi doch zu sehr in Widerspruch steht. Dadurch aber, daß sie Jesus zu Gott machte und seinen Erdenwandel auf ein Menschwerden zurückführte, dessen Sendung war für die Schuld der Menschen zu leiden, konnte nach Erfüllung dieser Aufgabe von Seite des Menschen Jesu die Kirche diesen wiederum in seine Macht als Gott einsetzen, um sich selbst als von Gott gestiftet darzutun. Es erleichterte der Kirche die Feststellung, daß das Oberhaupt der Kirche der Stellvertreter Christi auf Erden sei. Da ja weltlicher Machtwille sich entschieden besser in der Stellvertretung eines herrschenden Gottes gefällt und durchzusetzen vermag als in der eines alles Leid auf sich nehmenden Menschen. Was dieser angeblich von Gott gestifteten Kirche dabei mangelt, ist eben nur das Christliche als das Geistige und Religiöse. Und damit freilich mangelt ihr auch alles Göttliche.

*

Daß die offizielle Kirche Weltbildung ist, nicht eine göttliche Stiftung, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung mehr. (Die

Worte Christi, auf die sich die Kirche beruft für ihre göttliche Herkunft wie für ihren ewigen Bestand, sind unzuverlässig. Von einer Kirche ist nirgends die Rede, nur von einer „Gemeinde". Bei Johannes fehlen sie ganz. Falls solche Worte je gesprochen wurden, können sie nur besagen: daß die Nachfolgerschaft Christi — die Gemeinde Christi — auf dem lebendigen Glauben, der sich im Werke zeigt, beruhen muß. Daß alles, was auf solcher Gläubigkeit, dem Fels, erbaut ist, von keiner Welt zerstört werden kann. Auch von der Kirche als Welt nicht. Was ja die Verfolgungen solcher wahrhaft gläubigen Menschen durch die Kirche bezeugen. Doch das ist von mir schon dargetan.)

Worauf ich hier noch hinzuweisen habe, ist: daß sich das Christliche, als das Geistige und Religiöse, nicht festhalten läßt. Als die Erfüllung des göttlichen Willens oder Gesetzes, als die vollendete Betätigung einer Ordnung von Gott als dem Geiste her, ist es etwas, das von den Menschen, die es nicht in sich haben — und wer hätte solche Erfüllung in sich! — nicht festgehalten werden kann. Wer es völlig hat, geht darin auf, verliert sich an dieses Haben; wer es nicht genug hat, kann von ihm nur wahrhaben, was er wahrnimmt, das ist: den Eindruck, den es auf ihn ausübt. So sind die Aufzeichnungen über die Persönlichkeit Jesu auch nur ein Hinweis auf die Wesensbeschaffenheit des Vorbildes, in sich tragend noch die Mängel dessen, der aufzeichnet. Und diese Aufzeichnungen sind wiederum gewiß nicht einander völlig gleich in den Mängeln. Unter den Evangelisten ist es, wie angedeutet, Johannes, der die Wesensbeschaffenheit Christi am tiefsten erfaßt zu haben scheint. Daher auch seiner Aufzeichnung die geringsten Mängel anhaften mögen. Nun ist diese Aufzeichnung als die späteste bekannt. Es läßt annehmen, daß Johannes von den anderen Aufzeichnungen Kenntnis hatte. Der Umstand, daß er trotzdem zu neuer eigener Aufzeichnung sich entschloß, läßt vermuten, daß ihm jene nicht genug entsprochen haben. Es berechtigt zu folgern, daß im Johannesevangelium die Sendung Christi bewußt zu größerer Klarheit gebracht worden ist. Daß daher auch die Abweichung dieses Evangeliums von den anderen in der Darstellung wichtiger Begebenheiten eine

gewollte und gewissermaßen als eine Richtigstellung im geistigen Sinne anzusehen ist.

Damit bin ich zur Stelle gekommen, die ihr Licht werfen soll auf die Herkunft der sogenannten Gnadenmittel der Kirche, der Sakramente, von denen uns die Kirche glauben machen will, daß sie von Jesu Christo eingesetzt sind. Die römisch-katholische Kirche zählt deren sieben. Doch die geistige Reinigungsarbeit an dieser Kirche durch den zweifellos redlich gläubigen Luther ließ nur mehr deren zwei übrig: die Taufe und das Abendmahl. Sie auch nur sollen hier in Betracht kommen.

Was die Taufe betrifft, so haben wir in Jesu wirklich ein Vorbild, indem er sich von Johannes dem Täufer taufen ließ. Das bedeutet zwar noch nicht, daß die Taufe als Sakrament von Jesu eingesetzt ist. Wohl aber, daß die Taufe von Jesu als Handlung hingenommen wurde, die seine Unterwerfung Gott gegenüber versinnbildlichen sollte. Das Beispiel, das damit dem Menschen gegeben bleibt, wird der Lebensführung eines redlich strebenden Menschen auch niemals entgegen sein. (Doch nach dieser Richtung habe ich mich schon verlautbart.)

Die Einsetzung des Abendmahls finden die Forscher im Johannes-Evangelium übergangen. In Wirklichkeit jedoch ist gerade in diesem Evangelium das Geistige überzeugend dargetan, das dieser vermeintlichen Einsetzung zugrunde liegt. Nämlich: das Aussagen Jesu von sich als dem Brote des Lebens. Des sogenannten Abendmahls hinwiederum ist eigens Erwähnung getan als dessen, was es eben war: als Jesu letztes Mahl mit den Seinen, als Abschiedsmahl, als letztes Liebesmahl. Es ist nicht anzunehmen, daß dieses entscheidende Auseinanderhalten der beiden Begebenheiten von Seite des Evangelisten Johannes ohne Absicht geschah. Es nimmt sich vielmehr wie eine bewußte Richtigstellung der früheren Aufzeichnungen aus, die die Worte Jesu über das Brot des Lebens mit dem Abschiedsmahl in Zusammenhang brachten. Johannes muß hier eine Klärung angestrebt haben. So machte er die Tiefe durchsichtig, bis der Geist sichtbar wurde. Und er berichtet:

„Jesus sprach: Ich bin das Brot des Lebens... Eure Väter haben das Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben.....

Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot ißt, wird ewig leben.... Und das Brot, das ich gebe, das ist mein Fleisch." Und dieser Rede über das Brot des Lebens — nicht beim Abschiedsmahl — fügt er hinzu: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und Ich in ihm."

Weiter heißt es: „Da Jesus aber merkte, daß seine Jünger darüber murrten, sprach er zu ihnen: Aergert euch das? ... Der Geist ist es, der lebendig macht... Die Worte, die ich rede, sind Geist und sind Leben." Damit ist bestimmt ausgesprochen, daß die Worte geistig gemeint sind. Demnach bedeutet die Bezeichnung „Fleisch" das lebendige Menschentum Jesu als das Wort, das mit Jesu Fleisch und Blut oder Mensch geworden ist. Daher auch „wer dieses Fleisch ißt", das heißt: wer das Menschentum Jesu in sich aufnimmt und lebt, zugleich das Wort lebt, das im Anfang war, das als das Gesetz ewig ist und auch im leiblichen Tod noch gelebt wird, weil es diesen Tod in sich begreift. Es ergibt: daß der Mensch an keine kirchliche Handlung, an keine Speisung von Seite der Kirche gebunden sein kann, um zum Brote des Lebens zu kommen.

Anderseits müßte das Vermögen der Kirche, mit der Verabreichung des Abendmahls das Brot des Lebens zu geben, auch bewirken: daß jene, die es würdig empfangen, sich in der Tat erweisen als diejenigen, welche in Jesu leben, und in denen Jesus wiederum lebt, gemäß dem zitierten Ausspruch. Es besagt, daß deren Menschentum mit dem Menschentum Christi übereinstimmen müßte. Nun gehen mehr oder weniger alle Kirchenchristen zum Abendmahl, doch in den Wenigsten ist etwas vom Menschentum Christi zu verspüren. (Bei den Uebervielen müßte demnach zumindest ein unwürdiger Empfang vorliegen, dem ein Nichtempfang immer vorzuziehen wäre.) Daß in diesen Wenigsten, den Ausnahmen, etwas vom Menschentum Christi zu verspüren ist, kann aber nicht einmal dem Empfang des Abendmahls zugeschrieben werden, da auch in Menschen, die nicht zum Abendmahl gehen — ja zuweilen mehr als in Kirchenchristen —, etwas vom Menschentum Christi anzutreffen ist. Es ergibt wiederum: Daß wohl das Brot des Lebens mit Jesu Christo

in diese Welt gekommen, daß jedoch das Abendmahl als Sakrament der Kirche nicht mit diesem Brot des Lebens in Verbindung zu bringen ist. Wo ein Kirchliches durch redliche Gläubigkeit zum Symbol eines Geistigen wird, ist bereits die Gnade tätig, die auch ein Sakrament zu einem Gnadenmittel erheben mag. Im übrigen aber erweisen sich die Sakramente als Machtmittel der Kirche, die die Menschennatur völlig in ihre Hand bekommen will. Die Menschennatur, die durch ihr Herkommen geheiligt und ungleich älter ist als die Kirche, und die, zurückfindend zu ihrem ursprünglichen Herkommen, auch wiederum Gottes als des Geistes habhaft werden muß.

So betrachtet, zeigt sich das Brot des Lebens, das Brot des Reinen Menschentums Jesu, durch ein Brot der Kirche ersetzt, das die Menschen mit einer kirchlichen Handlung auch in geistiger Hinsicht sättigen soll. Das ist Verbildung des Geistigen und Religiösen zu kirchlicher Weltbildung. Das Brot des Lebens ist in kirchlichen Betrieb geraten. So wurde es zum Brot des Ablebens des Christlichen als des Geistigen und Religiösen. Schon gehen bei uns auch aalglatte Allerweltsjuden zum Tisch des Herrn. Mit der Kirche und ihren „Gnadenmitteln" ist alle Welt schon völlig vertraut geworden.

*

Ich kann hier nicht unterlassen, den geistlichen und weltlichen Vertretern der Kirche noch vor Augen zu führen, wie man sich in früher christlicher Zeit wahre Religiosität, wahre Christlichkeit, sozusagen am eigenen Leibe zu erhalten strebte. Ein Beispiel hiefür gibt der heilige Arsenius. Von ihm wird berichtet: „Als er noch in seinem Palast lebte, betete er zu Gott: ‚Herr, führe mich auf den Weg des Heils!' Da ertönte eine Stimme, die sprach: ‚Arsenius, fliehe die Menschen und du wirst gesund werden.' Er ergab sich nun dem Mönchsleben und betete wieder einmal: ‚Herr, führe mich auf den Weg des Heils!' Und er vernahm eine Stimme, die sprach: ‚Arsenius, fliehe, schweig, halte Ruh, das sind die Wurzeln der Sündlosigkeit!' Diese göttliche Vorschrift machte er sich zu seiner Regel und floh nicht bloß selber die Menschen, sondern sorgte auch

dafür, daß sie vor ihm flohen.... Und als der Vater Markus ihn fragte, warum er den Menschen so sehr aus dem Wege gehe, habe er geantwortet: ‚Weiß Gott, ich liebe die Menschen, aber ich kann nicht mit Gott und mit den Menschen zugleich verkehren'."

Weiters wird berichtet: „Die heiligen Väter scheuten den Verkehr und die Bekanntschaft mit den Leuten so sehr, daß einige von ihnen, nur um die Menschen ganz fern von sich zu halten, sich wahnsinnig stellten, ja, was fast unglaublich ist, sich selbst für Ketzer ausgaben."

Wenn ich derartiges höre, weht es mich an wie Luft aus der Heimat der Reinen Menschen der Vorzeit. Der Christ wird ein allzu zeitlicher Begriff, der Heide verliert sich, und ich sehe nur mehr Menschen vor mir, geheiligt durch den Ernst ihres Strebens, und wie diese Menschen abseits der Kirche, dem Tummelplatz der christlichen Welt, sich Auge und Ohr für den Anschluß nach innen beständig offen hielten. Und gewiß ist: daß solche Menschen aus den Heiden und Juden ebenso wie aus den Christen hervorgehen können.

In diesem Sinne nehme ich auch die Worte des Paulus an die Korinther: „Ist einer als Jude berufen, er verberge es nicht. Ist jemand als Heide berufen, er werde nicht Jude. Denn das Judesein hat keine Bedeutung, und das Nichtjudesein hat keine Bedeutung, sondern auf das Halten von Gottes Geboten kommt es an."

Den Vertretern der Kirche aber mit ihrem völlig hergestellten Anschluß an diese Welt kommt es nicht auf das Halten von Gottes Geboten, sondern auf die Erhaltung der Kirche an. Und niemand wird von ihnen behaupten wollen, daß sie den Verkehr mit den Leuten und das Bekanntwerden scheuen, geschweige denn, daß sie, um Gott leben zu können, als Ketzer gelten möchten. Vielmehr ist heute wahrzunehmen, daß ihr Tun und Streben dem allen völlig entgegengesetzt ist: daß sie als Wähler und Wühler mitten im politischen Leben stehen und nichts unversucht lassen, um zu weltlichem Machtzuwachs zu kommen. Und da heute offenbar die Mehrheit es ist, die dieser Welt das Gepräge gibt, erstrebt die Vertreterschaft der Kirche mit allen Mitteln die

Mehrheit für sich zu gewinnen, um diese Welt für sich zu haben. Es wirft sein trübes Licht auf den Sündenfall einer Weltbildung, der die Kirche verfallen ist — sie, die vorgibt, den Menschen für das Reich Christi heranzubilden, das nicht von dieser Welt ist.

*

Das Reine Menschentum, das in seiner ursprünglichen Gottverbundenheit das von jeher Ordnende lebt, verwirklicht damit auch das von jeher Geistige und Religiöse. So entspricht es völlig dem Christlichen als demselben Geistigen und Religiösen. Darum wird auch mit der Vorstellung, die nur den Reinen Menschen in Jesu sieht, diesem in seiner Wesensbeschaffenheit nicht Abbruch getan. Wohl aber tut die Kirche dem Menschensohn in der Beachtung seiner Gottesbeschaffenheit gewaltig Abbruch: indem sie nicht nur der Welt Freund, sondern selber so sehr Welt geworden ist, daß, wer von ihr völlig abkommt, eigentlich erst zum Fremdling in dieser Welt wird. Ein Apostelwort aber sagt: „Wer der Welt Freund sein will, macht sich zu Gottes Feind". Und aus dem ganzen Neuen Testament geht deutlich genug hervor: daß die Nachfolger Christi in der Welt Fremdlinge sein müssen, daß sie fremd zur Welt stehen, daß auch die Welt in ihnen ein ihr Fremdes sieht — schon weil sie einer Gottverbundenheit und damit einer Ordnung von jeher leben, die sie im Ewigen zu Hause sein läßt.

Jesu Verhältnis zur Welt und zu den Vertretern der jüdischen Kirche, an deren Stelle heute die „christliche" Kirche mit ihrem Anhang getreten ist, offenbart sich aber auch in den Worten: „Ich verlange keine Ehre von den Menschen, aber von euch habe ich gemerkt, daß ihr die Liebe zu Gott nicht in euch habt. Ich bin im Namen des Vaters gekommen, und ihr nehmt mich nicht an. Wie könnt ihr Glauben haben, die ihr euch gegenseitig Ehrungen erweist, aber nach Ehrungen von dem alleinigen Gott kein Verlangen habt?"

Und noch mehr offenbart sich dieses Verhältnis Jesu zur Welt und zu den Vertretern der Kirche in den Abschiedsreden an seine Jünger, denen Jesus verspricht, als Beistand zu senden „den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen

kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht erkennt". Zugleich wird den Jüngern verkündet, daß die Welt sie hassen wird, und dieser Haß also begründet: „Wäret ihr von der Welt, würde die Welt ihresgleichen lieb haben. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch ausgelesen habe von der Welt, deshalb haßt euch die Welt.... Ja, es kommt die Zeit, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu leisten meint."

Zweifellos hat die Kirche diesen vermeintlichen Dienst Gott geleistet und damit auch diese Worte Christi zur Erfüllung gebracht. Denn es ist zweifellos (wie schon dargetan), daß die Opfer der weltlichen Gewalttaten der Kirche — die Opfer eines Wütens mit Feuer und Schwert — Jesu ungleich näher standen als ihre Verurteiler. Das bezeugt aber wiederum: daß die Kirche in ihrer offiziellen Gestalt von der Welt ausgegangen sein muß. Sie hätte darum nur mehr in diese Welt aufzugehen oder vielmehr ihr wahres weltliches Gesicht offen herauszukehren, um als Vertreterin des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen, wieder völlig zu verschwinden.

Daß die Kirche ihrer wahren Beschaffenheit nach von dieser Welt sein muß, dafür zeugen auch die Worte Christi. Da ja die Welt die Kirche angenommen hat und als ihresgleichen ansieht und sie wert hält. Und die Kirchenleute doch durchaus keine Fremdlinge in dieser Welt sind. Wäre die Kirche aber nicht von dieser Welt, müßte sie doch von der Welt und deren Machern und Machthabern gehaßt, ja verfolgt, und nicht besoldet und beglaubigt werden. Oder: es müßten die Worte Christi ein Nichts sein. Womit wiederum gesagt wäre: daß Jesus Christus nicht einmal ein Prophet, geschweige denn ein Gott sei; weiterhin: daß die Kirche einen Gott habe, dessen Worten sie in der Tat keinen Glauben schenkt.

Und so ergibt sich der Kirche in ihrem offiziellen Bestand gegenüber — wo immer man einsetzt — immer wieder der Schluß: daß diese Kirche Weltbildung und Weltbildung Sündenfall ist, und der Sündenfall umso größer, je mehr sich Weltbildung als Hüterin eines Geistigen und Religiösen ausgibt.

Jesus aber — von der Kirche losgelöst — steht vor einem als der Reine Mensch, sich einführend mit seinen eigenen

Worten: „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; nun verlasse ich die Welt wieder und gehe zum Vater". Als der Reine Mensch trägt er eben sein Herkommen aus dem Ewigen, aus Gott als dem Geiste, in sich und gestaltet sein Verhältnis zu ihm als zum Vater, von dem er ausgegangen und zu dem er wieder zurückkehrt. Und vor dieser seiner Rückkehr sagt er noch zu seinen Getreuen: „All das habe ich euch gesagt, damit ihr in Gemeinschaft mit mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Drangsal; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

*

Nun sei noch versucht, dem Begriff Fremdling im christlichen Sinne näher zu treten. Der Ausdruck findet sich in den Apostelbriefen. Eine Anmerkung sagt: „Fremdlinge heißen die Christen, weil sie in der Welt nicht ihre Heimat haben."

Das träfe auch für den Menschen zu, je mehr er zum Menschen geworden ist, der das Geistige und Religiöse in sich erschlossen hat. Denn die Erfühlbarkeit seines Herkommens aus dem Ewigen müßte in einem solchen Menschen das Bewußtsein wachrufen, auch nur im Ewigen seine Heimat zu haben. Anderseits jedoch entspräche der Voraussetzung, daß man einer ewigen Ordnung Gefolgschaft leistet, auch die Folgerung, sich überall dort am Platze zu finden, wohin man von dieser Ordnung gestellt wird: also auch auf Erden für seine Lebenszeit. Weiterhin: die Fremdheit um sich erst dort zu fühlen, wo eine andere — eine von Menschen geschaffene Ordnung — aufgekommen ist. Das ist: in der Welt, deren Zustandekommen und Bestehen ja das Aufkommen einer solchen Ordnung voraussetzt. Ein Mensch müßte demnach in der Welt umsomehr zum Fremdling werden, je mehr in ihm das Geistige und Religiöse und damit auch das von jeher Ordnende zur Geltung kommt.

Kierkegaard gewahrt im Fremdlingsein der Welt gegenüber geradezu ein Entscheidendes für den Christen. Er sagt: „Ein Christ im Sinne des Neuen Testaments ist buchstäblich ein Fremdling und Beisasse: er fühlt sich fremd, und jeder andere fühlt unwillkürlich, daß er ihm fremd ist. Nehmen wir ein Bei-

spiel. So zu leben, daß man angestrengter arbeitet denn irgendein Lohnarbeiter, und es damit soweit bringen, daß man noch Geld zusetzen muß, zu nichts wird, angegrinst wird u. dgl.: solch ein Leben muß der Menge der Menschen als eine Art Narrheit erscheinen; jedenfalls wird es die meisten befremden, sehen die meisten fremd auf solch ein Leben hin. Die Wahrheit ist indessen die, daß ein solches Leben dem neutestamentlichen Christentum entspricht."

Das Beispiel an sich mag einer gereizten Stimmung nicht ganz entbehren und so den Anschein erwecken, als sei es nicht unbedingt und vollends beweiskräftig. Doch dem wahrhaft religiösen Kierkegaard dient es dazu, eine Niedertracht zu beleuchten, die nicht darin liegt, daß ein solches Leben von der Welt als eine Art Narrheit angesehen wird, sondern darin: daß auch die „christliche" Gesellschaft glaubt, „im Namen des Christentums" urteilen zu dürfen, ein solches Leben sei eine Art Narrheit. Kierkegaard führt dies auf die Lehrer des Christentums zurück. Denn „sie sind ja Geistliche, sind aufs Neue Testament vereidigt; sie müssen also doch wohl wissen, was Christentum ist. So hat die Menge in ihnen die Bürgschaft, daß dieses Profitwesen usw. wahres Christentum ist". Und er kommt zu dem Schlusse, daß diese Irreführung niederträchtig ist: „und diese Niederträchtigkeit verdankt man — dem Dasein der ‚Geistlichen'."

Soweit geht Kierkegaard. Für mich, dem sich die Kirche als Weltbildung enthüllt hat, ist sein Ergebnis keine Ueberraschung. Aber ich möchte hier ergänzen, was Kierkegaard — vielleicht mit Absicht — außer Acht ließ.

Ich komme vorerst auf sein Beispiel zurück. Was er da sagt vom angestrengten Leben, mit dem man es zu nichts bringt und dergleichen, so daß dieses Leben der Menge als eine Art Narrheit erscheinen muß: das kann auch einem schöpferisch schaffenden Menschen zeitlebens zuteil werden, und zwar je schöpferischer er ist, denn um so näher rückt sein Schaffen dem Geistigen und Religiösen. Ja, wie die Sache bei uns steht, wo Kirche und Presse wetteifern in der Unterbindung des Geistigen und Religiösen, und das verkommene Christentum mit dem verkommenen

Judentum Hand in Hand geht und sein letztes Heil in der Ausgestaltung seiner Presse erblickt: Hierzulande kann das Leben eines schöpferisch Schaffenden gar nicht abseitig genug sein, und mit seinen unvermeidlichen Entbehrungen und inneren Anstrengungen und der völligen äußeren Ergebnislosigkeit mag es immerhin den Vielen und Uebervielen als eine Art Narrheit erscheinen. Nicht zu übersehen aber ist schon hier: Es trägt den Lohn in sich. Um wie viel mehr noch muß dies dem christlichen Leben beschieden sein als dem Leben des Geistigen und Religiösen!

Das ist's, was mich hier noch verweilen läßt. Vielleicht auch ist es so, daß ich mich für jedwedes Geschehen von Seite der Welt oder der Menge zu unempfänglich fühle, um das von Kierkegaard erwähnte Beispiel für das Dartun des Begriffes Fremdling im christlichen Sinne ausreichend zu empfinden. Ich scheine mir nach anderer Seite mehr verwundbar. Dementsprechend muß ich auch in meiner Vorstellung das „zum Fremdling werden" dorthin setzen, wo es mir am schwersten zu werden scheint. Das wäre dort, wo es den Allernächsten begegnet, und zwar vermöge eines innern Lebens, das sich nach außen so kundtut, daß es einem selbst diese Nächsten entfremdet. Ich denke an den Fall: daß einer, indem er solch ein Leben lebt, der Welt entfremdet wurde, die Nächsten aber noch zu sehr von dieser Welt sind.

Nehmen wir ein Beispiel. Einer hat Weib und Kinder. Und fühlt sich berufen zum Schaffenden. Dabei ist er zumeist geistig angestrengt eingespannt. Die praktischen Ziele verlieren sich immer mehr, mit ihnen auch die Einkünfte. Die Ausgaben wachsen mit dem Wachsen der Familie. Der Zusammenhang von Einkünften, Stellung oder Amt, und äußerem Wohlergehen wird indessen der Familie immer verständlicher, zugleich das offenbare Unverständnis für derartiges von Seite des Familienhauptes ihr immer unverständlicher. Da mag es dahin kommen, daß die Lebensauffassung des Familienhauptes von der Familie als eine Art Narrheit angesehen wird, und daß sich demgemäß auch das Verhältnis innerhalb der Familie gestaltet.

Ich sehe in einem solchen Falle das Fremdwerden zur Welt gesteigert bis zur Berührung mit dem Ausspruch Christi: „Glaubt

ihr, ich bin gekommen, Einigung zu bringen? Nein, nicht Einigung, sondern Spaltung! Ich bin gekommen, den Sohn von seinem Vater zu trennen und die Tochter von ihrer Mutter und die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter. Und die eigenen Hausgenossen werden eines Menschen Widersacher sein". (Worte wie Frieden statt Einigung, Schwert statt Spaltung, Feinde statt Widersacher scheinen mir hier verfehlt zu sein.)

Hier wird ersichtlich, daß es geistige Voreingenommenheit ist, die Ehe als Hemmnis für das Christliche anzusehen. Denn die Verwirklichung des Begriffes Fremdling im christlichen Sinne verliert dem vorstehenden Beispiel nach gewiß nicht an Tiefe. Immer wieder aber ist nicht zu übersehen: daß das Christliche als das Geistige und Religiöse mehr als alles andere, mehr als Schaffen und Liebe, den Lohn in sich tragen muß.

Darum kann es nicht als das Wesentliche angesehen werden, daß der Christ sich als am Leben leidend fühle. (Diese Auffassung entfernt mich von Kierkegaard.) Doch auch das Johannesevangelium kennt eine Stelle, die für meine Auffassung spricht. Im Gebet Jesu für die Seinen ist gesagt: „Nun ich zu Dir komme, sage ich das noch in der Welt, um ihnen meine ganze Freudigkeit zu hinterlassen . . . Ich bitte nicht, daß Du sie aus der Welt nimmst, aber daß Du sie von dem Uebel bewahrst".

Und so ist und bleibt das Evangelium, was es ursprünglich auch bedeutete: eine frohe Botschaft. Denn ihm zugrunde liegt — geistig gesehen — die Eroberung des Menschen, eigentlich: die Rückeroberung des Menschen, den Kirche und Welt gefangen halten. Darum haben Kirche und Welt auch ihr Möglichstes getan, um diese frohe Botschaft zu trüben. Mir wurde sie wieder machtvoll vor Augen gestellt durch den Taoteking mit dem Vorbild des Reinen Menschen.

*

Das Johannesevangelium schließt: „Es gibt noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wenn man das alles einzeln beschreiben wollte, so würde nach meiner Meinung die Welt die Bücher nicht fassen, die da zu schreiben wären". Das läßt annehmen:

daß sich das Leben Jesu — geistig gesehen — von dem Leben seiner Mitmenschen, der damaligen Juden, ganz außerordentlich abgehoben haben muß, etwa wie ein hochtreibender Baum von Wüstengrund. Es erklärt auch, daß von jenen, die sich Jesu als dem Vorbilde anschlossen, zunächst nur Begebenheiten aufgezeichnet wurden, die als Wundertaten hervortraten, das heißt: als Wirkungen, deren Ursachen aller Einsicht der Augenzeugen völlig verborgen blieben. Selbstverständlich war die Auffassung von dem Unerklärlichen der Ursachen derartiger Wirkungen von der geistigen und religiösen Beschaffenheit des Augenzeugen abhängig, daher es auch nicht verwunderlich ist, daß der eine das Wunder mehr so, der andere es mehr so sah, wodurch die Aufzeichnungen solcher Wundertaten eine verschiedene Beleuchtung erhielten. Die zitierten Schlußworte des Johannesevangeliums in Verbindung mit der Haltung der ganzen Aufzeichnung sprechen dafür, daß sein Verfasser das Wunderbare der Gesamterscheinung Jesu so begriffen haben muß, daß er in allem Tun Jesu einen Abglanz dieses Wunderbaren wahrnahm und darum dem Aufzeichnen des einzelnen Tuns, das seinen Glanz doch nur von der Wesensbeschaffenheit des ausstrahlenden Ganzen erhielt, weniger Wichtigkeit beimaß. Damit ist aber auch bedeutet: daß ein solches Tun im Grunde nur erkennen kann, wer die Wesensbeschaffenheit erkennt, von der es ausgeht. Solche Wesensbeschaffenheit erkennen aber heißt: sie erreichen. Sie ahnen heißt: ihr nahe kommen. Es ergibt: Wer der Wesensbeschaffenheit eines Vorbilds nahe kommt, kann von dem Vorbild mehr berichten als die bloßen Berichterstatter der Taten dieses Vorbilds. So berichtet Johannes, der soviel Wunderbares von Jesu getan sieht, daß er es nicht berichtet, auch am meisten von Jesu als dem Vorbilde.

So berichtet aber auch Laotse, ohne eigentliche Wundertaten seines Vorbildes zu berichten, das Wesentliche von der Wesensbeschaffenheit seines Vorbildes, des Reinen Menschen.

Bevor ich hier weitergehe, sei nochmals betont: daß mit Jesu seiner eigenen Aussage nach kein neues Vorbild für das geistige und religiöse Leben in die Welt gekommen ist. Denn die Beschaffenheit des Vorbilds ist bereits im Alten Testament aufge-

zeichnet, und Jesus Christus erscheint nur als dessen Erfüllung. In diesem Sinne zeugen auch die Aussagen über das Neue Testament von zwei bedeutenden Bibelkennern wie Luther und Pascal.

Jener sagt: „Die Bibel ist ein schöner Wald, darin kein Baum ist, an dem ich nicht mit meiner Hand geklopft habe. . . Die schönste Auslegung Mosis, der Propheten und Psalmen ist das Neue Testament und sonderlich St. Johannes und Paulus, wie auch das Alte Testament die Grundfeste ist des Neuen Testaments; wenn ich jünger wäre, wollt' ich alle Worte des Neuen Testaments im Mose und den Propheten suchen".

Pascal erkennt: „Die wahren Christen und die wahren Juden haben die nämliche Religion". Und geht noch weiter, indem er behauptet: „Daß die jüdische Religion einzig in der Liebe Gottes bestand, und daß Gott alles andere verwarf. Daß Gott keine Rücksicht nahm auf das Volk, welches dem Fleische nach von Abraham abstammte. Daß die Fremden werden von Gott aufgenommen werden wie die Juden, wenn sie ihn lieben".

Vor der in diesen Aussprüchen erwähnten „Liebe Gottes" muß ich verweilen, da Liebe Gott gegenüber doch ein zu Vages ist für unsere Zeit, in der die Allerweltsjuden ihr Kirchenchristentum in der Zeitung ausstellen und sich dabei im Vortäuschen von Gottes- und Nächstenliebe nicht genug tun können. Pascal aber mag in der Auffassung der Liebe zu Gott mit Bernhard von Clairvaux zusammentreffen, der als den Weg, um zu Gott zu kommen, die Liebe bezeichnet und den Grundsatz aufstellt: „Gott wird erkannt, soweit er geliebt wird." Nun ist aber die Liebe nicht der Grund der Liebe; näher diesem Grunde ist Hingebungsbedürftigkeit, die dem redlichen Geiste ebenso zuteil werden muß, wie dem wohlgeratenen Leibe. Und so sage ich: Gott wird aufgenommen, soweit sich ihm hingegeben wird. Denn Gott als dem Geiste gegenüber müssen wir alle Empfangende sein, das heißt: Träger der großen Hingebung, der großen Willigkeit, der großen Weiblichkeit.

Und nun fügt sich hier wie von selber meine Wahrnehmung ein: daß die Reinen Menschen der Vorzeit (schon dem Wenigen nach, das von ihnen vom fernen Osten her zu mir

gedrungen ist) ebenso vorbildlich in ihrer Wesensbeschaffenheit sind, wie das Vorbild des Alten und Neuen Testaments. Denn ich schaue sie als Menschen der großen Hingebung, als Menschen des vollendeten Anschlusses an Gott als den Geist, und so als Menschen, wie sie von Gott gewollt sind. Im Wesentlichen muß daher, was von ihnen ausgeht, mit dem übereinstimmen, was das Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, in seiner Vollendung im Menschen hervorbringt. Das scheint mir auch der Fall zu sein. Denn ich finde Folgendes gesagt: „Die Reinen Menschen der Vorzeit liebten das Leben nicht, haßten den Tod nicht. Der Anfang weckte keine Freude, das Ende keinen Kampf.... Sie nahmen willig das Zugewiesene an, sie erwarteten friedvoll die Abberufung."

Weiters: „Sie konnten Höhen ersteigen und keine Furcht spüren; in Wasser tauchen und keine Feuchtigkeit spüren; durch Feuer schreiten und keine Glut spüren."

Auch ihr Verhältnis zu wilden Tieren und feindlichen Menschen gleicht dem des Heiligen. Denn vom Vollendeten als dem Vorbild heißt es:

„Der Eine doch, der das Leben zu leben weiß,
schreitet durchs Land und fürchtet nicht
Tiger noch Einhorn,
geht durch den Feind und bedarf keiner
Rüstung."

Dieser Vollendete hat auch die Welt überwunden. Das ist also ausgesprochen:

„Wer zu sich selber findet,
nimmt Abstand von der Wertung der Welt.
Wer dieses Selbst lebt,
steht über der Welt."

Dieses Selbst beruht eben auf seinem Zurückfinden zum Ursprung; auf seinem Herkommen aus dem Ewigen. Die Wahrung dieses Herkommens ist gleichsam die Grundlage des Vorbildes. So heißt es:

„Wer sich die große Ursprünglichkeit wahrt, hält allem Geschehen Stand. Was auch kommt, es verletzt nicht. Stille, Freiheit, Selbstseligkeit sind sein eigen. Du wanderst als Fremdling deinen Weg, bei dir verweilend wie bei Melodien."

So weist das Vorbild auch das Fremdlingsein in der Welt auf. Dessen ist nochmals Erwähnung getan:

„Die vorbildlichen Alten waren zurückhaltend wie Fremdlinge. . . . Im Geringsein fanden sie ihre Vollendung."

Und auch auf den Tod wird, die Menschen verwarnend, hingewiesen:

„Denn es soll nicht unwürdig werden ihre Wohnung, und soll nicht Verwerfung werden ihr Los."

Meines Erachtens ist das Wenige, das hier vorgebracht ist, schon übergenug, um ersichtlich zu machen, daß das Geistige und Religiöse des fernen Ostens das Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, ungleich besser dartut als die Kirche, die das Christliche zu bewahren vorgibt. Wer noch daran zweifeln wollte, muß sich wiederum den Weltkrieg vor Augen halten, diese ungeheure Untat, deren das gewaltige und volkreiche China niemals fähig gewesen wäre, wiewohl der Durchschnitts-Chinese dem Durchschnitts-Europäer wahrscheinlich auch an körperlicher Kraft und Ausdauer überlegen ist. Immer wieder muß man sich vor Augen halten, daß die Welt, von der dieser Massenmord ausging und in der er wütete, die sogenannte christliche Welt war und ist. Und daß die Frucht für den Wert des Baumes zeugen muß. Dabei ist nicht zu übersehen, daß diese „christliche Welt", die angeblich Christus zum Vorbild hat, auch dem letzten Reinen Menschen zeitlich näher steht, daher auch das Beispiel, das mit dem Vorbild gegeben wurde, sich ungetrübter hätte erhalten müssen. Was hinwiederum besagt, daß die Schuld an der völligen Trübung des Beispiels den treffen muß, dem die Ueberlieferung des Vorbilds anvertraut war. Das ist die Kirche. Als die Schöpferin dieser „christlichen

Welt", in der sie seßhaft und herrschend geworden ist, ist ihr das Beispiel des Vorbilds völlig abhanden gekommen. Was sie noch weiter unternimmt, ist nur mehr Fortschritt in der Weltbildung, der immer mehr zum Sündenfall wird. Und so ergibt sich, meiner Darstellung nach, als das Wünschens-, das Erstrebenswerteste für den christlichen, als den geistigen und religiösen, Menschen: Der Untergang der christlichen Welt und ihrer Urheberin, der Kirche (das ist: der Untergang des Kirchenchristlichen als eines Weltlichen) durch das Aufgehen des Christlichen als des Geistigen und Religiösen von jeher, durch das Aufgehen des Reinen Menschentums, das niemals Welt wird.

*

Der Knoten, den ein Unmaß religiöser Entartung geknüpft hat, scheint mir durchhaut zu sein. Vielleicht obliegt mir noch, zu sichten, was von den Resten verwendbar und was verwerflich ist. Vorerst ist wohl genug getan.

Auch habe ich noch auf mich zu verweisen als auf einen, in dem alles nur in der Vorstellung vorhanden ist, was über die Beschaffenheit eines redlichen Erdenmenschen hinausgeht. Auch will ich mich hier der Worte Johannes des Täufers erinnern, der gesagt hat: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es muß ihm vom Himmel gegeben werden. . . Der, der von oben her kommt, steht über allen. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde."

So redete auch ich nur als einer, der von der Erde ist, dem aber diese Erde eine Schöpfung Gottes und nicht eine Schöpfung der Menschen ist, wie es die Welt ist, die die Erde plündert und brandschatzt.

Wenn ich nun als einer von der Erde, die doch Gottes Schöpfung ist, das Geistige und Religiöse nur soweit erfassen kann, als es einem solchen Erdenmenschen zugänglich ist, wie soll da die Kirche, die als Weltbildung doch eine Schöpfung der Menschen ist, das Geistige und Religiöse so erfassen und vermitteln können wie einer, der vom Himmel gekommen ist, und den zu vertreten

sie sich anmaßt? Darum ist auch das Christliche, das die Kirche in der Tat — d. h. außerhalb der Theorie — vertritt, nicht mehr erkennbar als ein Geistiges und Religiöses. Wohingegen ich mir zutraue das Christliche, dessen ich als geringer Erdenmensch teilhaftig zu sein glaube, doch soweit erfaßt zu haben, daß es auch erkennbar wird als d a s Geistige und Religiöse.

Und nun besinne ich mich auf mein Fremdwerden zur Welt: wie es durch das Fremdwerden zur Kirche erst eingeleitet wurde. Denn man entgeht nie der Gesellschaft der Welt, solange man mit der Kirche vertrauten Umgang pflegt. Und der, den es ernstlich von Welt und Menge abzieht, wird wohl zumeist genötigt sein, die Kirche preiszugeben. Mir wenigstens erging es so.

*

Es sind lange Regenwochen gekommen anstatt der sommerlichen Sonnenflut. Der feuchte Atem des Waldes wirkt oft herbstlich frostig. Doch die Landschaft prangt in der Fülle des Wachstums.

Auf den Alpgängen, die mein Brotberuf mir auferlegt, suche ich nach Wärme, nach sonnigen Hängen und nach blauem Himmel.

Schwaz, im Juni und Juli 1919.

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
KRITIK DER GEGENWART

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM NACHWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

Kierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahre 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge sah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahre 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas, und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten.

. . . Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, im Gegenteil; er sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die westeuropäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch" sein. Gut, aber glauben sie wirklich, das was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 3.75 (Kr.7.50).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
DER PFAHL IM FLEISCH

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM VORWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

. . . Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgend welchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zuhause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter annonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender Zeitungen und Zeitschriften, leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

. . . Wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit.

Kierkegaards Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 3.— (Kr. 6.—).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 2.40 (Mk. 1.40)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 4.50 (Mk. 3.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 10.80 (Mk. 6.—)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 6.— (Mk. 3.—)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 7.50 (Mk 3.75)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

Die Preise verstehen sich ohne Teuerungsaufschlag

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44